Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

63-68

Dreiundsechzigster Band.

Tante und Nichte.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

P. o. germ. 571 s/63-68

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

5

Tante und Nichte.

Der Winter ist vergangen,
Die Gartenblumen gehn herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden —
Luther.

Zur Zeit, wo der reiche Herbst seine Fruchtschätze über die Märkte ausschüttet, der Vogelsang verstummt ist in den Gebüschen, die sich zu färben beginnen, die Schwalben, geschäftig zur Heimkehr, über die leeren Felder streifen, die Aster verblüht und der Sonnenschein mit bleichem Lichte die Scene der Vergänglichkeit aushellt — um diese Zeit war es, als in der Frühe eines heitern Morgens ein nettes Fuhrwerk eigener Art durch die Straßen von B...... rollte und vor der Linde, dem größten Gasthofe der Stadt, anhielt. Es war ein grüner Korbwagen von ungewöhnlicher Form, in Federn hangend und mit einem Schirme von Wachstuch hoch bespannt, der an beiden Seiten aufgezogen, eine reizende Einsicht gewährte. Den hintern Raum des Wagens nahm, sorglich gestellt, Orangerie ein, reifende Früchte wiegten sich in der schaukelnden Fahrt zwischen bergenden Blättern, und daneben ließen späte Blüthen ihren berauschenden Duft der Spur des Weges.

Im Vordergrunde lagen Früchte feil. Melonen, fein bestrickt von der künstlichen Natur, die vornehme Ananas, Reine Claude, sanft angehaucht vom Athem des Morgens, Apricosen wie gehäuftes Gold, Pfirsiche, voll und roth, wie frische Kinderwangen, und manch anderes süßes Labsal noch.

In der Mitte des Wagens aber prangte eine holde Blume, die Rose der Schönheit! — Ein blondes Mädchen

im vollen Reize der Jugend, saß allein auf dem geräumigen Sitze. Kein nachbarliches Geschwätz, nur das Aroma der Umgebung sprach mit leiser Betäubung das einsame schöne Kind an, welches jetzt mit trüber Verwunderung die fremde, städtische Welt in das blaue Augen faßte. Ein schwarzes Band war die traurige Zierde des feinen Strohhuts, der diese zarte Blondine halb schützte gegen Morgenluft und Sonne, halb verbarg vor neugierigen Blicken; der Bursche aber, der seiner schönsten Ladung jetzt aus dem Wagen half, trug ein Blumensträuschen auf dem seinigen.

Man nannte diesen Wagen nur die Gartenfuhre; sie kam wöchentlich einmal zur Stadt, um den Ueberfluß eines herrschaftlichen Gartens, einige Meilen von B...... entfernt, den kargen Mauern zuzuführen, worin viele reiche, lüsterne Leute lebten. Die Jahreszeit füllte den Wagen sammt seinem Inhalte mit wechselndem Vergnügen für die Käufer, und wechselte auch den Kreis derselben, bis der Winter eine Pause machte, der die Gärtnerei statt in Duft der Farben nur in starrem Silber trieb. Doch für diese Blumen wollte Niemand etwas geben, als höchstens — einen Seufzer, unter dem das kalte Gebilde auf den klaren Scheiben zerschmolz. Aber wenn der Frühling wiederkehrte, und die Gartenfuhre aus Goldbrunn zum ersten Male vor der Linde hielt, da erschien sie geschmückt von Außen mit jungen Kränzen, drinnen aber verbarg sich das Köstlichere, und die Einwohner der Stadt begrüßten die blühende Botschaft der bessern Zeit mit frohen Blicken und jauchzendem Zuruf. Dann eilten Blumenfreunde herbei und kauften seltene Aurikel und Hyacinthen, die Niemand so zu ziehen verstand, wie der Hofgärtner in Goldbrunn, weßhalb sich denn Viele die Freude versagten, ihres Wachsthums mit eigener Mühe zu

warten und sie früher zu haben, nur um sie später desto schöner zu besitzen. Da standen sie gereihet die Prachtexemplare des Hyacinthenflors in reinlichen Töpfen, und ihre Namen, den jede derselben trug, waren es oft, welche die Käufer den Werth der genannten Person mit der Vorzüglichkeit der Blume, die sie vorstellte, verwechseln ließen. Da stand Gellert in der Farbe seiner frommen Gluth, Henriette Sontag in rosiger Anmuth, der Pastor fido blau, wie die Treue seiner schäferlichen Zärtlichkeit, der König David hochgelb, wie das lodernde Feuer seiner Gesänge, Louise von Preußen veilchenblau, die Lieblingsfarbe der Unvergeßlichen, welche längst des Himmels Krone, den Lohn ihrer Tugenden trägt — und endlich die weiße Dame, gleichfarbig, geisterhaft schön, doch im zarten Glockenspiel ihrer Töne den Hauch des Lebens in purpurnem Schimmer verbergend.

Die Goldbrunner Gärten versorgten sofort im heißeren Sommer fast bis gegen das Ende des Herbstes die Tafeln der Städter von B...... mit kühler Erquickung und saftigem Genuß; doch wenn die gilbende Blanche, die würzreiche Calville, schon wärmend gebettet, daß der Frost sie nicht berühre, von den fürsorgenden Hausfrauen gekauft ward, dann kam die Gartenfuhre nicht lange mehr, und blieb aus, bis der milde Frühling die eisigen Thore des Winters aufschloß und die fallenden Flocken der Kälte in Blüthenthau verwandelte.

Jetzt hielt, wie schon gesagt — der grüne Wagen vor der Linde in B..... Das junge Mädchen, welches mit dieser Gelegenheit zur Stadt gekommen war, stand vor den offenen Thüren des Gasthofs und säuberte die schwarze Hülle von grünen Blättchen, Staubfäden und anderem Anhange; dann schauete es auf dem Markte umher, dessen unruhiger

Verkehr lebendig ward, maß mit einem flüchtigen Blicke die Höhe der Gebäude, den weiten Umfang des offenen Platzes, gab dem Gärtnerburschen, der es gefahren, bare Belohnung für den geleisteten Dienst, und mit der hinzugefügten Bitte, den netten Koffer gut zu verwahren, bis er abgeholt würde, und ging nun mit langsamen Schritten einer Seitenstraße zu.

Hier, wo fast lauter vornehme Leute wohnten, war es noch so still, daß der leichte Fuß der jungen Fremden auf dem Trottoir ertönte; nur die ersten Strahlen der Sonne webten über die Quadern und weckten den Schatten dieser schlanken Gestalt, daß er sie auf einem Gange begleite, der ihr schwer zu werden schien. Sie stand nunmehr am Ziele und faßte mit der Hand, die ein wenig zitterte, nach dem messingnen Griffe einer Hausthür, die unverschlossen, sich ohne Geräusch öffnete. Betroffen erblickte die Eintretende eine daran befestigte, aber schweigende Klingel, dicht mit Watte umhüllt. In der gewölbten Halle dieses Flurs sah es nach Reichthum aus; große pomphafte Wagen, wie zur Schau aufgestellt, ließen jedoch auf einen etwas schwerfälligen Gebrauch desselben schließen. Der letztere dieser Wagen, welcher nahe der Treppe stand, war der schönste, und des Mädchens kunstgewohntes Auge ward von einem sehr gelungenen Gemälde darauf angezogen. In der Bläue des superfeinen Lacks, dunkel und glänzend, wie der Aether des Südens, lenkte Phaeton die Sonnenrosse.

Das Mädchen verweilte auf dem kleinen, schönen Bilde eine Minute mit sinnigem Blick, dann hob er sich empor und fuhr erschrocken zurück, denn im innern Raume des Wagens schlief ein Jüngling; seine volle, schöne Hand ruhete am Rande der Polster und ein Ring an seinem Zei=

gefinger gab den Reflexionspunct für jenes stumme Anschauen ab.

Wenn es wahr ist, daß die Physiognomie der Schlummernden den Zustand ihres Gemüths, das Geheimniß des Charakters offenbare, so konnte dieser junge Mann niemals eines besseren Empfehlungsbriefes mächtig werden, als den der Schlaf mit weichen Zügen in die Umrisse seines offenen Gesichts schrieb. Eine heitere Sorglosigkeit schien diese Augenlieder geschlossen zu haben, unter denen die Gesundheit blühete, ein humoristisches Lächeln, vielleicht ein lustiger Traum! spielte um den halbgeöffneten Mund, der ruhig athmete. Der Wellenschlag des Blutes bewegte in sichtbarem Tacte die feine, weiße Weste des Jünglings, der sein Haupt voll üppiger, brauner Locken ganz unbekümmert der Eleganz des Wagenfutters angeschmiegt hatte. Eine bunte seidene Troddel streifte kosend an seine Stirne, auf der auch nicht ein einziges Fältchen des Kummers zu sehen war. Das Mädchen stand, leise athmend aus tiefer Brust, in den Anblick des Schläfers verloren, über den es Phaetons Bild vergaß. Den Ring an seiner Hand, ein, für die Weiblichkeit stets bedeutsames Zeichen — hätte es gerne erkennen mögen; allein der Sonne schräger Strahl, durch die Glasfenster über der hinteren Thür des Hauses dringend, vertheidigte mit blitzender Waffe dies Kleinod, der Liebe vielleicht — gegen die angestrengte Sehkraft der Lauscherin.

Jetzt regte sich der Jüngling, als ahne er träumend die Nähe eines Engels — das Mädchen erröthete im Purpur jungfräulicher Scham, und entfloh in schwebender Eile vor seinem Erwachen. Als es die oberste Stufe der Stiege erreicht hatte, und das laute Klopfen des Herzens und einen jähen stechenden Schmerz in demselben durch einen leisen

Druck der Hand auf diese verrätherische Stelle beschwichtigen wollte, trat eine ältliche Person, die Figur eines niederländischen Gemäldes — auf die Schwelle der Küche. — Zinnoberroth von der Flamme des Herdes, starrte sie der Fremden in das schöne, glühende Gesicht, das der Wiederschein von Vesta's heiliger Fackel erleuchtete.

„Zu wem wollen Sie denn, wenn ich fragen darf?" fragte die Dienstbare, die hier viel zu dürfen schien; doch legte die vornehme Anmuth im Wesen der Fremden einen unwillkürlichen Ton der Achtung auf diese visitatorische Frage.

„Zu meiner Tante, der Frau Pupillenräthin Locke," antwortete das Mädchen mit einer Stimme, die noch in der stürmischen Bewegung des Busens bebte und wie gedämpftes Silber klang.

„Ach so!" erwiederte Jene zwischen vertraulicher Freundlichkeit und der Scheu einer übertroffenen Erwartung, „aus Goldbrunn also — das Fräulein Nichte! Nun die Frau Räthin schlafen noch — es ist ja kaum sieben Uhr! Belieben Sie nur indessen, hier herein zu treten!"

Sie öffnete das Wohnzimmer; es war sehr groß, doch verengt, und auf mannigfache Weise überladen. Die Meublen waren neu und schön, doch nicht ganz passend gewählt, und viel zu gedrängt. Jeder Winkel war voll von Sachen, jedes Räumlein benutzt, die Höhlung des Ofens sogar eine Niederlage von Büchern und allerlei kleiner Geräthschaft. Die Fülle des Besitzes machte hier einen lastenden Eindruck auf das Gemüth, in dem kein Beifall aufkommen konnte. Ein weibliches Gemälde in vergoldetem Rahmen ward durch die Unbedeutendheit einiger Kupferstiche ohne andern Werth, als den vielleicht die Vorliebe für die Landschaften ihrer Gegen-

stände darauf legen wollte, hervorgehoben. Es war ein Kniestück; das Portrait einer jungen Dame, und zwar eines von denen, welchen man, ohne das Original zu kennen, die Aehnlichkeit ansieht, weil es vom Geiste des Künstlers in echten Seelenzügen aufgefaßt ist. Es war ein blasses, zartes Gesicht, nicht eben schön. Mit großen, dunkeln Augen schauete es düster in den Wust des Zimmers hinab, die gleichgültige Miene, melancholisch schattirt, schien dieses lästigen Ueberflusses, dieser zahllosen Bedürfnisse der Menschen zu spotten; das Ganze hatte etwas Leidendes, das durch seine Sanftheit ansprach, und der Reiz einer ruhigen Geduld darüber ausgegossen, wäre vielleicht der höchste dieses Bildes zu nennen gewesen. Ein verwelkter Blumenkranz umfaßte dessen obere Hälfte und mischte seinen Staub zu Staube, womit der goldglänzende Rahmen fein angelaufen war. Das fremde Mädchen stand wie festgezaubert vor diesem Bilde, die blauen Augen füllten sich mit Thränen.

Da ging die Thüre auf, und die Räthin Locke trat ein. Eine wohlbeleibte Frau, von frischem Aussehn noch! Der wattirte Schlafrock, worin sie erschien, war äußerst sauber, das Nachthäubchen saß etwas verschoben; sie trug in der einen Hand ein gewichtiges Schlüsselbund, in der andern einen Teller mit Kuchen, leicht wie Flaum und locker wie Wolle.

Das Mädchen eilte, flüchtig erbleichend, auf die Tante zu, ihr die Hand zu küssen, deren keine diese zum Willkommen für die holde Nichte frei hatte. Es beugte sich, bedrängt und demuthsvoll, auf die versorgende, und der Wehmuth milder Thau entträufelte dem Vergißmeinnicht der Augen und tropfte warm auf die kalten Schlüssel.

„Guten Morgen, Nichte! da bist du ja nun!“ sagte die Räthin mit herzhaftem Gruße, einem Anfluge von Rührung

wehrend; „was weinst Du denn? ist Dir ängstlich? Du wirst keine Noth bei mir haben, als die Du Dir selbst machen möchtest. Es ist alles vergeben und vergessen.“

Das Mädchen hob die thränenden Augen, strahlend in Unschuld, zu der Tante auf, da diese von Vergeben und Vergessen sprach. „Ich bitte um Ihre Liebe, Tante! und will die Güte, womit Sie Sich meiner annehmen, zu verdienen suchen!“ antwortete es nicht ohne Selbstgefühl, wenn auch noch immer sehr bewegt.

„Meine Liebe“ — sprach die Räthin, und der Ton, den diese Worte anschlugen, schwankte zwischen Abweisung und Klage, zwischen Bitterkeit und Schmerz, „die ruht im Grabe! Sieh, dort hängt meiner Agnes Bild! Sie ist zum Sprechen getroffen. Gestern vor zehn Monaten starb sie; es war ein harter Schlag, aber unerwartet traf er mich nicht. Agnes war ja mein einziges Kind, und ich konnte es erhalten und versorgen! Ein solches nimmt der Tod am liebsten.“

Ein leiser Schauer strich über die Glieder der Nichte. Mit der sanften Hoheit einer religiösen Erhebung sagte sie: „Er ist doch nur ein Bote Gottes! Und ich kenne einen Spruch, der lautet: Wen der Vater im Himmel liebt, der hat einen kurzen Tag und wenig Mühe!“ —

Ihre Thränen ergossen sich aufs neue, sie blickte nach der blassen Agnes hin, das Bild wankte hinter dem feuchten Schleier, und schien zu sagen: „Mir ist wohl!“ Der Tante Herz aber schien verschlossen in der Quelle des Trostes. Sie setzte den Kuchen nieder, und sprach ablenkend: „Noch weiß ich Deinen Namen nicht einmal, Nichte! Laß mich ihn doch erfahren!“

„Phöbe heiße ich!“ antwortete das Mädchen furchtsam.

„Phöbe?“ wiederholte die Tante scharf, und ein leichtes

Lächeln flog um ihren Mund, da sie hinzusetzte: „Mein Bruder — Dein Vater, war doch in allen Dingen seltsam, sein poetischer Geschmack verleugnete sich niemals. Eine christliche Taufe und ein heidnischer Name!" —

Phöbe fühlte sich tief von dieser Aeußerung verletzt; ihre kindliche Verehrung hing schwärmerisch an den vollendeten Eltern, vorzüglich an dem jüngstverlorenen Vater, der ihr das Idol jeder Tugend und Trefflichkeit gewesen war. Die gekränkte Empfindung für ihn überwand demnach die schamhafte Scheu, ein natürliches Geheimniß hier und jetzt zu offenbaren, und hocherröthend erwiederte sie: „Ich bin zu meinem Namen geboren! meine Mutter, da sie mich unter ihrem treuen Herzen trug — verweilte oft im Kunstsaale der Gräfin Mimosa vor einer Statue der jungfräulichen Göttin, die ihr besonders gefiel, und als ich zur Welt kam, trug ich das Zeichen der Nacht an meiner Stirne." Sie strich die vollen, blonden Locken seitwärts, nnd ein kleiner glühender Mond erschien wie unter goldenem Gewölke. —

Die Räthin staunte ihre Nichte an. Sie nahm sich indeß höflich zusammen, und sagte: „Nun so wünsche ich, daß dieser Neumond uns gutes Wetter bringen mag! wir bedürfen es. — Du wirst Dich in meinem Hause in Manches finden müssen, Phöbe, und ich will Dir vorerst einige Regeln geben, während wir frühstücken." Sie schellte, der Kaffee ward gebracht. Die Räthin schenkte ein, nöthigte die Nichte zuzulangen, und redete inzwischen weiter: „Mein Mann — gehe ihm aus dem Wege, so viel Du kannst. Er hat unholde Launen und wunderliche Eigenheiten; ich warne Dich vor seiner Hitze, die ihn anweht, man weiß nicht wie? Sein Sohn ist ein Wildfang, ein junger Herr, der seine Thorheiten treibt, wie die Andern, ein Refendarius, der seine

Vorträge am liebsten im lustigen Collegium guter Brüder und Consorten macht. Lasse Dich gar nicht mit ihm ein! hörst Du? Man kann ihm gerade nicht böse sein; aber das ist nur um so schlimmer.“

Phöbe nickte lächelnd, es sah aus, als gelobe sie der Tante Gehorsam, auch deutete diese das anmuthige Neigen des Mädchens also; allein Phöbe dachte an den Jüngling im Wagen, der ihr sehr liebenswürdig vorgekommen war, und leise stieg der Wunsch in ihr auf, es möchte ihr Vetter gewesen sein.

„Er wird die bequeme Gelegenheit, eine häusliche Liebschaft anzuspinnen, eifrig zu benutzen suchen, ich zweifle nicht daran,“ fuhr die Tante fort, „aber weise wärest Du, wenn Dich das nicht rührte. Wozu auch? Er würde Dich ein Weilchen lieben — und dann lassen. Du aber hättest lange Qual; denn die Männer sind nur zu unserer Pein und Plage geschaffen.“

Phöbe lächelte noch einmal; der Pupillenrath Locke war der dritte Mann ihrer Tante. Sie wollte etwas sagen; die Räthin aber, als ob sie wüßte, was in der Seele ihrer Nichte vorging, kam ihr zuvor, indem sie mit einem Seufzer das hart ausgefallene Wort wieder aufnahm: „Mein erster Mann — der war die Leutseligkeit selbst! ein guter Wirth, von solider Denkart, der niemals das, was er für geziemend hielt, aus den Augen setzte. Ich lebte wie im Schooße der Ruhe, nur ward mir manchmal die Zeit ein wenig lang, doch das läßt sich ertragen und ist ein anständiges Uebel, denn es drückt die vornehmsten und reichsten Leute. — Der zweite hatte einen großen Ruf als Arzt, und mich in einer gefährlichen Krankheit, in die ich als Wittwe verfiel, mit so viel Glück und Geschick behandelt, daß ich ihm die begehrte Hand

gab. Nachher wünschte ich wohl zuweilen, er hätte mich sterben lassen; denn er war mir keine Stunde treu, und die Berechtigungen eines Doctors machen die Eifersucht seiner Frau zu einem schleichenden Fieber unheilbarer Art. Der Berufsweg mag noch so oft ein Nebenweg sein, er darf ihn dreist gehen, und die Frau muß ihn wohl gar noch schicken, wenn sein Besuch verlangt wird, wohin es immer wäre. — Der Tod, dem er so manche Leute entrissen, machte seiner Wirksamkeit und meinem stillen Aerger zeitig ein Ende, und ich wollte nun mein bischen Leben und Vermögen in Zufriedenheit genießen. Da kam mein jetziger Mann." —

„Hier ging die Thüre auf, und dieser Mann kam wirklich; seine persönliche Darstellung trat an die Stelle der Charakteristik, worin er seine Gattin unterbrach. Der Pupillenrath Locke war eine stattliche Gestalt von hervorragender Länge; er war bereits im vollen Anzuge und fein gekleidet. Seine ausdrucksvollen Gesichtszüge, denen nachdenkende Erfahrung und amtliche Würde tief eingeprägt waren, heiterten sich bei seinem Eintritte zu einer angenehmen Freundlichkeit auf. „Ich höre so eben," begann er mit sonorer Stimme — „guten Morgen, liebe Frau!" er reichte ihr die Hand zu dem verspäteten Morgengruße, in die sie finster sehend die Spitzen ihrer runden Finger legte, — „daß unsere erwartete Hausgenossin nunmehr angekommen sei. So wollte ich denn eilen, Sie zu begrüßen. Sein Sie uns bestens willkommen, mein liebes Kind! ich hoffe, Sie sollen in diesem Hause minder gewahr werden, was Sie verloren haben. Als vereideter Pupillenrath bin ich zu dem Schutzfreunde der Waisen beamtet, als der Gatte meiner lieben Frau fühle ich mich berufen, Vaterstelle an Ihnen zu vertreten, und als ein Verehrer der Schönheit" — hier bückte sich der ernste Mann

mit scherzhafter Galanterie, die ihm außerordentlich wohl ließ — „wird diese doppelte Pflicht der freie Drang meines Herzens!“

Die Räthin lächelte mit bemerkendem Hohn, sie blinzelte nach ihrem Gemahl hin, ihr Auge stach, und ihre Miene verzog sich herbe. Phöbe aber vergalt mit dem lieblichsten Blicke diese gewinnende Zusicherung, und in dankbaren Worten betheuerte sie dem neuen Oheim, daß sie seine Gewogenheit zu verdienen, bemüht sein wolle. Nur das gehaltene Schweigen der Tante bei dieser Scene erregte ihr ein peinliches Gefühl, einen heimlichen Druck. Sie trat im Geiste auf die Seite des Mannes, ihr Herz war ihm aufgegangen in schnellem Vertrauen und nahm seine Partie, unwissend der Anklage, die das verdrießliche Verhältniß dieser Ehe gegen ihn erheben könnte. Sie begriff eben so rasch, daß er als Gatte dieser Frau zu bedauern wäre, und der stille Entschluß, ihn durch die gefälligste Zuvorkommenheit schadlos zu halten gegen die Unbill widersinniger Launen, unter denen seine Ruhe leiden müßte — bildete im Nu eine Partei gegen die Tante in ihrer weiblichen Seele.

Nach einer kurzen Unterhaltung entfernte sich der Pupillenrath, weil Geschäfte ihn abriefen, und kaum hatte er die Thüre hinter sich zugezogen, als die bis dahin stumme Zunge seiner Frau sich lösete. Sie sprach: „Sein Pupillenrath, womit er so groß thut, macht mich wirklich lachen; denn ich denke daran, wie oft die hochweise Majorennität sich in großen oder kleinen Verlegenheiten befindet, denen die Frau abhelfen muß. — Unser Geschlecht ist das wahre Pupillen-Collegium, wenn auch nur mit Sitz und Stimme auf dem Stuhle der Sorgen und im Vereine der Verlegenheit und der Noth. Die Männer genießen den Ruhm und haben das Recht, uns

bleibt die Arbeit und das Nachsehen. Mein Mann wäre wohl im Stande, sich um neun Pfennige, die in einer Vormundschafts-Rechnung fehlten, den Kopf zu zerbrechen, unterdessen habe ich vielleicht neunmal einer Waise Rath und Hülfe gegeben, der es an allem gebricht.“ —

„Wenn auch Phöbe empfand, daß die Tante in dem Gesagten ihre umsichtige Thätigkeit nicht allein als Gegensatz zu der amtlichen Pedanterie ihres Mannes, sondern auch als eine Mahnung, wie hülfreich sie sich der armen Nichte angenommen — geltend machen wollte, so antwortete sie doch ohne sichtliche Empfindlichkeit mit sanftem Entgegnen: „Die Gräfin Mimosa, wenn sie noch lebte, würde sagen, dies sei auch ganz in der Ordnung. Die Frau führt leise und liebend aus, was der Mann erst lange denkend beschließt. Sie äußerte zuweilen, das weibliche Verdienst müsse, gleich der mütterlichen Natur, die ja auch weiblich sei — nur in bescheidener Stille schaffen und wirken. Der Mann aber dürfe laut werden mit seinem Leben, seinen Meinungen, seinen Thaten. Die zarte Weiblichkeit gehöre unter den verschwiegenen Schleier, und eine Frau, von der die Welt wenig wüßte, gewiß zu den besten.“

„Laut werden!“ wiederholte die Räthin mit beziehungsvoller Klage, „ja, bei Gott! das werden sie. Deine Frau Gräfin mochte wohl wie Blinde von den Farben reden. Sie war Freifrau auf ihren Gütern, und die Idee des Schleiers ihr vielleicht angenehm, da sie häßlich gewesen sein soll, wie die Nacht; auch wüßte ich einen Grund, weßhalb sie einen Vorzug darein setzen mochte, von der Welt vergessen zu sein.“ —

Phöbe's Wangen entbrannten bis zur Stirne, der kleine Mond trat hinter zürnenden Wolken hervor. Beleidiget in den Manen der Geschmäheten, sprach sie: „O die Gräfin

war edel und verehrungswerth, zum Segen der Menschheit geboren! Ihre wahrhaft fürstliche Seele rührte kein niederer Gedanke an, und erhaben über jede Verleumdung, führte sie ein reines, himmlisches Leben! — Nie werde ich diese meine Wohlthäterin vergessen, und so lange mein Mund athmet, soll er ihres Lobes voll sein!"

„Und dennoch," erwiederte die Räthin gereizt, „hat sie sehr schlecht für dich gesorgt. Sie starb, ohne Deines Vaters, der doch ihr Liebling war — ohne Dein zu gedenken, ich aber lobe mir eine Wohlthat, die nach dem Tode fortdauert und gleichsam die milde Hand noch aus dem Grabe streckt."

„O!" versetzte Phöbe mit der tiefsten Regung eines dankbaren Gefühls, „für alle Ewigkeit ist mir von ihr gereicht, was wahrhaft beglückt: Sie lehrte mich gut sein! dabei läßt sich der unsichere Besitz des Reichthums entbehren. Auch mache ich mir nichts aus dem Gelde — mein Vater sagte oft: es verhärte nur das Herz. Und" — hier floh ein erblassender Hauch über des Mädchens blühende Wange, ihr inniger Ton ward leise, als verrathe er ein scheues Geheimniß, „mußte die edle Gräfin hinweg aus dem Leben, ohne ein anderes Vermächtniß ihrer Gesinnung für uns niederlegen zu können, als die Documente ihrer Großmuth, ihrer Güte, welche wir in treuer Erinnerung bewahrten: so war es diese irdische Sorge vielleicht, die ihren schnellabgerufenen Geist beunruhigte, daß er noch einmal wiederkehrte in die verlassene Wohnung. Die Freundschaft weckte den Schatten aus dem heiligen Schlafe des Todes, und nahm, nicht mehr tauglich für die Geschäfte der Erde, den Geschäftsführer mit hinweg, ihm ihre Aufträge im Himmel zu geben." — Phöbe schauerte in sich zusammen. Dann sprach sie gefaßt: „Sie

ruhe nun in Frieden! der Vater schlummere sanft — für mich wird Gott sorgen. Er, der mich zur Waise machte, wird mein Vater sein."

Es lag etwas unbeschreiblich Rührendes in der kindlichen Zuversicht, womit Phöbe diese Worte sagte, und ihren verlassenen Schmerz dem Glauben an eine ewige Liebe unterwarf.

Aber die Tante war vom Aerger über die früheren Aeußerungen der Nichte geschminkt, über und über roth geworden. Was Phöbe, begeistert und hingerissen für den Gegenstand des Gesprächs, in völliger Vergessenheit ihrer abhängigen Lage sprach, hatte jede Rücksicht auf die Denkart der Tante ausgeschlossen, und versagte gewißermaßen das schuldige Anerkennen der großmüthigen Wohlthat, welche die Räthin der Tochter ihres Bruders zu erzeigen gedachte, da sie das Mädchen zu sich nahm. Die Räthin war nicht gewohnt, etwas Gutes umsonst zu thun, oder an solchen, die es nicht zu würdigen wußten, wenn auch nur mit Worten; und als Phöbe ohne Hochschätzung von dem Gelde sprach, sich der Sorge für ihr Fortkommen weigernd, und dies einem höhern Führer überlassend, fühlte die Tante sich in ihrem Götzen gering geachtet und von des Mädchens frommen Aufschauen zurückgesetzt. Schnell überschlug sie in Gedanken den Betrag der Kosten für Phöbens Unterhalt und warf ihn zu den verlornen Posten der Jahresrechnung. Sie antwortete mit vorwurfsvoller Bescheidenheit, hinter der sich der Geldstolz versteckte, der Tante schlimmster Fehler: — „Was Du da sagst, ist mir größtentheils zu hoch; mein ganz gewöhnlicher Verstand faßt dergleichen nicht. Wer die Mittel zur Wohlfahrt für sich und Andere ergreifen und festhalten will, hat alle Hände voll zu thun und kann sich nicht mit

solchen Spitzfindigkeiten befassen. Ich denke nur, Nichtchen, wenn Du wüßtest, wie schwer ein Groschen zu verdienen, Du würdest dem Gelde, das Du verachtest, den vollen Werth und das rechte Gewicht geben. Dein Geschick hat Dich bis auf diese Stunde vor Mangel bewahrt; aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!"

Damit ging die Tante hinaus, einem Winke der Leonore ihrer Köchin zu folgen, die unter der Räthin letzteren Worten in der Thüre erschienen war. Der armen Phöbe war das Herz sehr beklommen; die erdrückende Gewalt der Ueberhebung legte sich lastend um ihre freie, frohe Seele. „Ich werde es hier nicht ertragen können" — dachte sie, und erleichterte den Centner der Angst, der sich auf ihre Brust gewälzt, durch einen tief ausathmenden Seufzer. Sie trat ans Fenster; der Himmel war so klar! so heiter! nur eine beglänzte Wolke schwamm im blauen Meere des Aethers über der Gegend, wo Goldbrun liegen mußte. Phöbe sah mit trostlosen Blicken zu der Wolke auf, die ihr wie das zerrissene Schönfahrsegel von dem gescheiterten Schifflein ihres Glückes vorkam; ein Spiel der Lüfte, flatterte es noch über der verhängnißvollen Stelle, wo ihre jugendlichen Freuden in einen bodenlosen Abgrund versunken waren. —

Die Tante kam zurück und wollte nun der Nichte das ihr bestimmte Zimmer anweisen. Phöbe fand das nette Gemach geraum genug für ihre stillen Wünsche, sich zuweilen in ruhigem Selbstgenuß hier erholen zu können, wenn das Zusammenleben mit fremdartigen Naturen sie zerstreuet und abgemattet hätte. Der Hauch der Einsamkeit wehete kühl und lind um ihre angstheiße Wange. Der scharfsichtigen Tante entging der zufriedene Beifall ihrer Nichte, obgleich Phöbe wenig davon redete, nicht, und der Räthin genügte diese wort-

arme, aber aufrichtige Erkenntlichkeit, um sich belohnt zu fühlen. Sie warf die suchenden Augen umher, ob die kleine Einrichtung, worin mit schicklicher Ordnung für alles gesorgt war, noch durch etwas verbessert oder vervollständiget werden könnte; allein die zärtlich gewöhnte Phöbe bedurfte mehr für ihr inneres, als für ihr äußeres Leben, und eine edle Einfachheit, die Grundlage des Geschmacks, die Eigenthümlichkeit höherer Bildung und vornehmer Sitte, bezeichnete das Wesen des Mädchens und seine Erziehung.

Tante und Nichte verließen diese engen Räume befreundeter, als sie hinein gekommen waren.

„Die Tante ist doch gefällig gegen mich, und bedachtsam, daß mir nichts abgehen möge!“ dachte die versöhnliche Phöbe und nahm sich vor, dieser guten Eigenschaften eingedenk zu bleiben.

„Phöbe ist wirklich nicht vereitelt, und leichter befriediget, als ich fürchtete!“ meinte die Tante still für sich, und schämte sich des schiefen Spiegels, den Niemand im Hause mochte, und der nun das holdeste Bild mit lügenhafter Verzerrung entstellen würde. Phöbe hatte hineingeblickt, ohne daß ein Mißfallen ihren schönen Zügen in Wahrheit geschadet hätte.

„Der Spiegel mag bleiben, als eine Probe, ob Phöbe in seinem Gebrauche sich des Anspruchs ihrer Eigenliebe, von der ihr ein wenig zu Gute gehalten werden dürfte — zu entäußern vermag!“ dachte sie ferner, und die täuschende Kunst, welche im Innern des Menschen ihr versteckendes Spiel treibt, machte aus dieser psychologischen Aufgabe einen Versteck für den Geiz der Tante. —

Der Morgen ging unter kleinen Anordnungen schnell genug dahin; Phöbe's Koffer ward geholt, sie packte aus und

räumte ihre Sachen ein, dazwischen mußte über dieses oder jenes Rücksprache genommen werden, und die Mittagsstunde läutete, ohne daß Phöbe das Vorrücken der Zeit, die sie nicht mit langer Weile gemessen, gewahr geworden wäre. An eine pünktliche Tagesordnung gewöhnt, unkundig der, welche in diesem Hause beobachtet würde, doch willig und aufmerksam, sich streng darein zu fügen, sagte sie Leonoren, daß diese sie rufen möchte, wenn angerichtet würde; doch Leonore meinte, damit hätte es noch gute Wege. Mit einer Art von Kücheningrimm setzte sie lachend hinzu: „Die Ordnung unseres Hauses besteht darin, daß wir uns an gar keine kehren; wir halten offene Tafel für die Fliege, welche am Mittage summt, wie für die Motte, die sich am Lichte, das auf dem Abendtische leuchtet, die Flügel versengt. Das Feuer muß den ganzen Tag über brennen, und Speise und Trank früh und spät parat sein. Da ist die Kochkunst eine Kunst! ich will mich weiter nicht loben." —

„Wie aber kommt das?" fragte Phöbe, deren Sinn, für die Regel geübt, mißfällig den Gedanken aufnahm, in Zukunft keiner Richtschnur für die Eintheilung ihrer Stunden mehr folgen zu können.

„Wie es kommt?" antwortete Leonore, „das will ich Ihnen sagen, Fräulein! weil der Herr nicht kommt, wenn es die rechte Zeit wäre, oder der Herr Sohn! welcher der eigentliche Gebieter des Hauses ist. Gott sei es geklagt! die Nacht ist er wieder ausgeblieben, und das geschieht nicht selten."

Phöbe erröthete; hinter diesem reizenden Vorhange von Purpur, der die jungfräulichste Seele verhüllte, schlief der Jüngling im Wagen, harmlos, von Sonnenstrahlen umflossen; doch der erstickte Schall der Klingel tönte im Einklange zu

dem bösen Leumund Leonorens, im Nachhall von dem Gedächtnisse des Mädchens.

Die Räthin ging geschäftig hin und her, Phöbe framte noch auf ihrem Stübchen; aber mit dem Schlage Eins! kam der Pupillenrath, seine Frau rief nach der Suppe, als eben Alexis, sein Sohn, dem Vater auf dem Fuße folgte. Phöbe war schon da. Sie hatte die Stimme des Oheims auf der Treppe vernommen, und eilte dem Kommenden voraus. Die Tante nahm das Mädchen bei der Hand und stellte es dem Stiefsohne vor: „Meine Nichte, Phöbe Einsiedel, welche von nun an bei uns wohnen wird, und welche ich Dir zu freundschaftlichem Wohlwollen empfehle.“ Die Räthin betonte das Wort freundschaftlich! sehr stark.

Diese Vorstellung geschah mit einer gewissen verwandtschaftlichen Höflichkeit; allein dem gezwungenen Tone der Räthin war anzumerken, daß sie nur eine leere Form häuslicher Convenienz damit erfülle. Aber mit voller Seele und in fröhlicher Freiheit sicherte Alexis jenen kalten Worten den wärmsten Gehorsam zu. Er betrachtete das Mädchen mit entzückten Blicken; nie verdankte er seiner Stiefmutter eine schönere Gabe, als diese Verwandtschaft, von der er zuvor nie gehört hatte. Auch Phöbe wagte schüchtern den jungen Vetter auf die Vorstellung anzusehen, ob er vielleicht ein Wüstling wäre, dem ein sittliches Mädchen fern bleiben müsse, wie nahe das Verhältniß zu ihm auch immer sein möchte. Das große, braune Auge des Jünglings war jedoch nicht der Spiegel roher Leidenschaften. Offen und klar um sich schauend, ließ es auf den Grund eines Gemüthes blicken, in dessen reiner Tiefe kein Schlamm war. — Kein röthlicher Kreis umschrieb den Bezirk, wo die Opfer dem Bacchus dargebracht, in wilden Flammen ver=

glüht wären — kein trüber Schleier, der Orgien verhüllte, denen er beigewohnt hätte, lag über diesen hellen Sternen. In der Haltung des Alexis verschmolz eine burschicose Unbefangenheit, gehalten durch einen natürlichen Anstand, der ein angeborener Adel der Sitten schien — mit unbewußtem Stolze, um seiner Erscheinung das Gepräge der Furchtlosigkeit zu geben, welche als ein sichtbarer Abdruck vom Rechte die gute Meinung für sich einnimmt und die böse niederhält.

Phöbe schüttelte unmerklich den Kopf; der Vetter war gewiß ein guter Mensch! Sie hätte mit so unumstößlicher Gewißheit darauf schwören wollen, wie auf ihren eigenen Willen und Wandel. Etwas Feines und Hohes in seinem Wesen, was sich vermählt in dem Worte vornehm! am besten ausdrücken läßt, sprach das Mädchen mit einer innigern Verwandtschaft an, als die, worin eine stiefmütterliche Laune der Natur den sanften Ichor, der diese verlassene Blume färbte, und das cholerische Blut der Tante aus einer Quelle ableitete.

Aber als Phöbens Blick, der Gluth des seinigen begegnend, verschämt zur Erde glitt, berührte er im Fallen Alexis Hand, und sie erkannte den Ring, der sie am frühen Morgen nur geblendet hatte. Wenn der Blitz seiner Strahlen dort ihr Auge mit thränender Blindheit schlug: so traf jetzt ein leiser Stich ihr erschrockenes Herz. Amors Pfeil, den der kleine, beflügelte Gott von einer wunderschönen Camee zückte, deren antike Kostbarkeit noch durch eine Umfassung von großen, erlesenen Brillanten zu einem Juwel vom ersten Range erhoben wurde — hatte getroffen! — Solch ein Kleinod deutete auf soliden Reichthum hin; aber auch auf einen soliden Geschmack! Ein lockerer Student, ein

leichtsinniger junger Mann überhaupt, welcher der Themis ernste Wage, die er einst im Dienste der strengen Gerechtigkeit mit dem Gleichgewichte der Vernunft und des Gewissens führen soll, noch mit schwanker Hand hält, hätte längst diesen köstlichen Cupido den Manichäern überantwortet, um gemeine Freuden damit zu bezahlen. Diesmal leistete der Ring Bürgschaft, nicht für die Treue eines Jünglings, sondern für seine reelle Denkart. — Und immer wieder wendete ein magnetischer Zug Phöbens Blicke nach dem Ringe, dessen Alexis schöngeformte Hand vollkommen würdig schien; er hätte, gestand sie sich — einer fürstlichen wohl minder gut gelassen. Wie sich das Licht im Reflex der Edelsteine flimmernd und farbig brach, so daß Amor auf Iris buntem Bogen zu schweben schien: — so spielte der Ahnung wunderbarer Strahl um Phöbens Busen, den die Natur zu einem Thron der Liebe gebauet hatte.

„Warum aber," erwog Phöbe still und scharfsinnig, „trägt der Sohn dies Prachtstück zur Schau, und nicht, was ihr passender geschienen — der Vater? Das gesetzte Alter setzt gewöhnlich seinen Stolz und Schmuck in Dinge von barem Werthe, da die Jugend sich in der Verachtung theurer Zierden gefällt, deren Geldbetrag sie für den Genuß des Lebens besser anzuwenden dächte." — An der Hand des Pupillenraths schnitt nur der Trauring mit scharfer Kante in den Finger ein; vielleicht tiefer noch in sein Herz! —

Man setzte sich zu Tische. Vor dem Teller des Pupillenraths stand eine Flasche Wein, und auf einen gebietenden Wink von ihm ward schnell ein Glas herbeigebracht, das bei dem Couvert für die Nichte vergessen worden war. Phöbe schob es abseits.

In stummer, glühender Emsigkeit legte die Hausfrau vor; aber ihr Gemahl wehrte mit bittender Entschuldigung ihrer Hand, daß sie ihm nicht zu viel gäbe, weil er des Appetits ermangele. Alexis seufzte, als er seine Portion ansah; er aß nur aus Gefälligkeit, die ihm schwer zu fallen schien, einige wenige Bissen, und der starke Rest verkühlte ungenossen. Viel lieber hätte er sich mit dem Ohrenschmause begnügt, den ihm die süße Rede seiner Nachbarin gab. Auch Phöbe war satt, ohne seit gestern mehr, als ein paar Krümchen Kuchen zum Frühstücke an diesem Morgen, zu sich genommen zu haben. Die Räthin ließ es sich schmecken, wenn auch der Anblick der vollen Teller und der verschmäheten Speisen ihr den Genuß des Leibgerichts verbitterte. Inzwischen sah und merkte sie sogleich, ob es ihrem Manne an irgend etwas fehle. Sie reichte ihm Pfeffer und Salz, die entfallene Serviette, ein frisches Stück Brod u. s. w.; doch sah diese kleine, frauliche Handlangerei, welche, wenn die Liebe sich dazu verdingt, dem Mann in der Ehe das Leben so leicht macht, daß er flugs und fröhlich den Bau des gemeinsamen Glückes himmelhoch aufführt — nicht danach aus, sondern als hätte die harte Frohne der Pflicht sie abzutragen, und auf einen andern Lohn wäre nicht zu rechnen.

Der Pupillenrath war gerade im Begriffe, die Gesundheit der schönen Tischgenossin zu trinken, als er abgerufen ward, weil Jemand, den er zu sich beschieden, ihn zu sprechen wünschte, und weder warten noch wiederkommen könne. Er leerte also das gefüllte Glas rasch auf seine eigene Stärkung aus, und ging. Bald nachher kam Leonore, um dem jungen Herrn zu sagen, daß sein Vater nach ihm verlange. So blieb denn Phöbe mit der Tante allein, und

ihr, welche mit genießender Gemächlichkeit sich Zeit nahm, zur Gesellschaft sitzen.

„Sieh!“ sagte die Räthin, und wies auf die Schüsseln, denen nur ein wenig entnommen war, „heute hätten wir wieder einmal für die Katze gekocht! — Schade um das schöne Essen! Ich hoffe, Nichte, Du wirst künftig besseren Appetit haben; mindestens sollst Du Dir ihn nicht auf moderne Weise verderben, wie die lüsternen Männer. — Ich will Dir erzählen, wo die Herren in der Stadt den Hunger lassen, wenn Du es noch nicht wüßtest. Da“ — fuhr die Tante mit drolliger Declamation fort, und ließ, in gehässigem Aerger schwelgend, Messer und Gabel derweilen ruhen, „gehen sie früh, wenn das Collegium oder die Session, der Hörsal oder der Schreibtisch ihrer wartet, vom Conditor zum Restaurateur, und dann in das Weinhaus, überreizen sich den Gaumen mit Leckereien, mit Süß und Sauer, mit starken Getränken. Daheim aber brodelt die bescheidene Hausmannskost an dem ewigen Feuer, das nicht ausgehen darf, und die arme Fau ist wie in der Hölle. Die Suppen werden Extract — das Essen vergart. Kommen sie nun endlich zu dem verspäteten Mittagsmahl um die Zeit, wo die Kinder das Vesperbrodt verzehren, und eine gute Wirthin tischt ihnen nahrhaftes Fleisch und gesundes Gemüse auf, so lächeln sie nur mit höhnischer Gourmandise und blasen stolz in den unschuldigen Dampf des Gerichtleins, spottend, daß sich die Frau den Küchenzettel so leicht mache, was sie wohl muß, wenn sie erwägt, was für schweres Geld ihrem Mann das Frühstück kostet. — Der Geschmack dieser Herren will Schmorbraten in französischem Gout, Beefsteaks und dergleichen; nichts kann ihnen pikant genug sein! Wird nun einmal das Zünglein der Frau pi-

kant, was man ihr nicht verdenken kann, so geht der Lärm los. Laß mich zufrieden! ruft der Mann mit eklem Unmuth aus, ich mag nicht essen! meine Geschäfte haben mich abgespannt. Sorge nur, daß man mich nicht in der Sieste störe! — Dahin geht er, um bis zum Abend zu schlafen, wo er wieder seinen Geschäften nachgeht. — Wir kennen das! — Die Frau aber verschluckt ihre bittern Thränen, der Bissen starrt ihr im Munde — und die Kindlein drängen sich scheu um die weinende Mutter und fragen, was ihr und dem Vater fehle. — Sieh, mein Kind! dies ist der Lauf der Welt! Deßhalb wende Dich nicht zu den Männern, denn wie selten wird einer gefunden, der den Weg zur rechten Stunde in das Haus findet, worin er das Beispiel der Pünctlichkeit geben soll! Die Meisten gehen ihren Launen und Lüsten nach und binden sich weder an die Zeit noch an die Pflicht. O, wie manche Ehefrau, welche die Menschen glücklich preisen, wenn sie öffentlich am Arme eines stattlichen Mannes erscheint, sitzt in häuslicher Stille einsam harrend, und sinnt, wo der Herr Liebste wohl bleiben möge, und weint den verlassenen Schmerz aus, indeß die vergessene Jungfrau oder die Wittwe, deren Gott sich angenommen — wenn sie nur nicht darben dürfen — seelenvergnügt in der schönsten Ruhe leben und auf Niemand zu warten brauchen, um zu thun, was sie wollen. Das wüßte ich wohl, Agnes hätte mir nimmermehr heirathen sollen!" —

Die grelle Schilderung der Tante hatte Phöbe doch ein Lächeln nach dem andern abgelockt. Sie konnte nicht umhin, zu glauben, daß, wäre das Bild von der städtischen Sitte oder vielmehr Unsitte der Männer, auch in zu

scharfen Umrissen gezeichnet, und der Schatten zu stark aufgetragen, seine Züge doch Wahrheit enthalten könnten.

Als die kleine Sitzung nun aufgehoben war, bat Phöbe die Tante um einen Auftrag, der sie beschäftige, und die Räthin wies ihre Nichte hierauf an, auf dem obern Saale zwei Schränke voll gemalten Porcellan aufzuräumen; dies Geschäft erfordere eine behutsame Hand und einen ordnenden Sinn, und sie selbst habe bisher der nöthigen Zeit dazu ermangelt. Phöbe übernahm es gern. Sie versprach, sich sorglich vor Schaden in Acht zu nehmen. Die Tante reichte ihr die Schlüssel und band ihr die eigene Hausschürze vor. So ging denn Phöbe bald an das Werk.

Als sie die Schränke öffnete, sah sie, dicht in einander geschichtet, und in hochaufgethürmter Gefahr die ihr anvertraueten Schätze des Inhalts; aber auch hier ward der Blick durch eine Ueberladung beschwert, die das Auge hinderte, auf den feinen Formen und Farben umherzuirren. Sacht und vorsichtig sonderte Phöbe die reichhaltige Last, welche die geräumige Tiefe der beiden Schränke trug, und nur wie ein singender Laut klang das Porcellan im leisen, unvermeidlichen Anstoß, kein schrillender Ton, wie ihn Zerbrochenes hören läßt, störte das Mädchen in der Schaulust, womit es die schwierige Arbeit förderte. Da waren hetrurische Vasen, Potpourri-Töpfe, nur noch halb angefüllt mit dürren Mumien der Natur; längst schon hatte der lebensvolle Duft dieser Kräuter- und Blumenblätter ausgeathmet, und nur wenn eine wühlende Hand sie im raschen Wirbel durch einander rüttelte, entquoll den untermischten Spezereien noch ein schwacher, würzhafter Hauch. Ferner waren Tischaufsätze verschiedener Art vorhanden, welche classische Scenen darstellten, und eine große Menge kleiner Fi-

gürchen, als womit man sonst die Simse der Kamine zu schmücken pflegte. Eine Maskerade von Liliputanern regte den Puppensinn der kindlichen Phöbe an, und eine chinesische Wachtparade machte sie durch die Mischung possirlicher Kleinheit, mit dem dienstlichen Ernste des Aufzugs, der durch die seltsame Tracht komischer noch ward, still für sich lachen.

Da es ihr endlich gelungen war, dies Durcheinander in Ordnung zu bringen und für alles schicklichen Platz zu finden, freuete sie der Anblick noch mehr; aber sie versparte sich das Lob der Tante, bis der zweite Schrank aufgeräumt wäre. Dieser enthielt Kaffee- und Theeservice in gehäuften Massen. Die Malerei hatte mit treu nachahmender Kunst, den Blumenflor der Gärten und Wiesen auf diesen milchweißen Glanz hingestreut; selbst der Schmetterling, die Rose umgaukelnd, die Biene, sammelnd süßen Duft, war nicht darauf vergessen. Aber auch schönere Blumen, die der Dichtkunst, blüheten hier. Eine sinnreiche Idee hatte Gellert's Fabeln und Erzählungen auf dem feinsten dieser Service anschaulich gemacht, und Phöbe, vertraut damit, verweilte erkennend und ergötzt auf dieser netten Gallerie moralischer Gemälde.

Hier verwandelte Venus die eifersüchtige Chloris am Busen des Geliebten in eine Taube; dort bot der grausame Inkle die treue Yariko auf dem Sclavenmarkte zu Barbados aus, und die Schwärze ihrer Haut deckt mit der Schande des Undanks sein Herz — ein Vaterherz! — Hier breitete der gefällige Ehemann die Andrienne von geblümten Seidenstoff über das Lager der kranken Frau, und der junge Arzt wendete sich ab und lächelte mit schlauer Miene der wohlgetroffenen Wahl des Mittels, das eine wundergleiche Genesung bewirkt. Dort fliegt im Mährchen

von der Wittwe der hölzerne Stephan aus dem Fenster, und die trostlose Gattin, welche sich dem seligen Herrn nachstürzen wollte in das Grab, stößt sein leibhaftiges Abbild nun mit eigener Hand aus dem öden Raume des Hauses und Herzens, und der Götze ihrer Trauer dient der schnellen Gluth, die ihn vertilgt, zur Nahrung einer neuen Liebe. Hier erscheinen Elmire und Selinde an Charons Nachen, und als der düstere Fährmann vor ihnen steht und die Schönen, welche im Reize der Jugend dem holden Leben entfliehen, mit prüfender Rede versucht, reißt Elmire den Kranz aus dunkelm Gelock, um ihn hinabzuschleudern in den finstern Strom, bei dem die Götter schwören; doch die blonde Selinde lächelt in der Unschuld sicherer Ruhe, unbesorgt, daß die jungfräuliche Myrte ihrer Stirn entfallen werde. — Dort wölbte die Kirche im wunderbaren Traum ihre dämmernden Hallen, und der Erzähler, verklärt von dem Glanze höherer Erkenntniß, womit sein Schutzgeist ihn berührt, schien schwebenden Schrittes durch die Gemeinde zu gehen, welche nur wie durch einen blassen Nebel sichtbar war. Viele schöne, weiße Arme streckten sich hier und da nach ihm aus; aber ein Mädchen, im ärmlichen Gewande der Niedrigkeit, welches die reinste Seele, das beste Herz verbarg, weckte küssend den Träumer.

Auch Phöbe erwachte aus tiefen Gedanken, worin das Anschauen dieser kleinen, überaus gelungenen Bildchen sie versetzt hatte. Und während sie den Staub der Vergessenheit davon abwischte, um sie in prangender Reinheit aufzustellen, und dabei die Nutzanwendung dieser Lehren mit offenem Sinne für die Sprache der Moral auf sich selbst zog, verschloß sich das Herz der Tante der warnenden Erfahrung und verstockte zu seiner eigenen Strafe.

Die Räthin blieb im Wohnzimmer, als Phöbe sie verließ, und fing an zu nähen. Noch erregt von dem Gespräche mit ihrer Nichte, feine Plane einfädelnd in das Oehr der Nadel, und spitzfindig ihren Gedanken folgend, Stich vor Stich — traf sie der zurückkehrende Gemahl und wechselte einige gleichgültige Worte mit seiner Frau, welche den trägen Tausch der Rede mit vorenthaltener Karghheit trieb, so daß dem Pupillenrath die Lust verging, ihn fortzusetzen. Verscheucht von dieser unfreundlichen Kälte, wollte er gehen, da legte die Räthin ihre Arbeit hin und sprach: „Bleibe doch noch ein wenig! Ich habe mit Dir zu sprechen."

Der Pupillenrath legte Hut und Stock aus der Hand und stand erwartungsvoll, was es geben würde.

„Alexis" — hob die Räthin im Tone des Berichts an, der sich aber, während sie sprach, in der Tonleiter der Leidenschaft steigerte, „ist diese Nacht wieder ausgeblieben. Leonore hat noch einen Flocken Baumwolle gefunden, womit die Klingel umhüllt gewesen. Das geht so nicht länger! Mein Haus" — der Accent des Eigenthums gab jenem Worte einen starken Nachdruck, „steht zur nächtlichen Zeit, wo das Auge der Polizei nicht mehr wach ist, Jedem offen, der nur von meinem Habe und Gute zulangen will. Wenn die Hausgenossen aus- und einschleichen, gleich dem Diebe in der Nacht, und den Schall der Klingel verstopfen, daß sie ihnen keinen bösen Ruf mache — so weisen sie dem Raubgesindel nur die Wege und helfen ihm auf die Schliche. Was hilft es mir, daß ich des Abends bete: Ich liege und schlafe ganz in Frieden, denn der Herr schaffet, daß ich sicher wohne? — Der Hausherr schaffet mir doch keine Ruhe! — Da liege ich und lausche auf jedes Geräusch und horche, ob sich auf der Treppe etwas regt, ob die Dielen knistern.

Und stellt sich spät der Schlummer ein, so erquickt er mich nicht mehr, und Träume des Einbruchs ängsten mir die Seele. Deßhalb ersuche ich Dich, den Alexis anderswo einzumiethen."

„Bete nicht, liebe Frau!" antwortete der Pupillenrath, indem ein vorwurfsvoller Spott für einen Augenblick sein verfinstertes Gesicht mit falscher Freundlichkeit aushellte, wie wenn die Schlange des Blitzes aus einer verderbenschwangeren Wolke hervorschießt und im Verschwinden ein noch grauenderes Dunkel nachläßt; „denn" — fuhr er fort, und in der Stimme grollte ein ferner Donner, „der Glaube fehlt Dir! und nur er gibt der frommen Bitte Erhörung und Kraft! — Du empfiehlst Dich der Obhut Gottes, trauest aber nur Deiner eigenen. So bürdest Du die Sicherheit des Hauses der Schnecke des Ohres auf, die nur langsam den Laut der Gefahr in die träumende Seele trägt, während das ewige Auge, das nicht schläft noch schlummert, ein Aufsehen hat über die Seinen. So hast Du auch kein Vertrauen zu den Menschen, und setzest stets das Schlimmste von ihnen voraus. — Alexis ist vergangene Nacht in guter Gesellschaft gewesen, wovon ich Kenntniß hatte. Die Liedertafel feierte ihr Stiftungsfest mit dem Geburtstage eines ihrer besten Mitglieder. Alexis vermuthete, daß man im fröhlichen Gesange die Bürgerstunde nicht beachten würde, und hatte den Hausschlüssel zu sich gesteckt. Ich selbst beseitigte die Riegel an der Thür und machte die Klingel stumm, auf daß Du nicht beunruhiget werden solltest. Die hämische Leonore mochte etwas von diesen Vorkehrungen gemerkt haben, Alexis fand den Vorsaal gesperrt und mußte im Wagen schlafen. Ich aber werde der böswilligen Zuträgerin die Klatscherei legen und sie lehren auf ihren Dienst passen, und nicht auf

Gelegenheiten, den Frieden ihrer Herrschaft zu stören!“ — Die Augen des Pupillenraths sprüheten Funken des Zorns.

„Dachte ich es doch!“ antwortete die Räthin gereizt, doch mit boshafter Kälte, „daß Dein Sohn noch großes Recht haben würde! Wann hättest Du jemals zugestanden, daß dieser Unverbesserliche fehlte? — Ich aber irre immer. Die Rüge, welche Du Leonoren zugedacht, muß ich mir jedoch durchaus verbitten. Sie thut nur ihre Schuldigkeit, wenn sie mich auf einschleichende Unordnungen aufmerksam macht. Im Wagen campirte Alexis, sagst Du? Nun, ich wette! er hat sich den besten dazu ausgesucht; denn es ist gar ein feines Herrlein! Und der weiße, schönbordirte Cachemir, womit der blaue ausgeschlagen ist, wird ihm kaum zur Matraze gut genug gewesen sein.“

Auf der Stirne des Pupillenraths kreuzte es sich im flammenden Zickzack, ein Augenblick schwülen Schweigens noch — dann entrollten ihm die Worte, wie strafende Wetterschläge. „Frau! willst Du mich zum Aeußersten bringen? Kann denn kein Tag vergehen ohne Streit und Zank, ohne Schelten und Schmollen? So wollte ich lieber nicht leben! — Im Grabe ist Ruhe! das soll man mir einst singen, denn auf Erden ward sie mir nicht. Was ich Dir aber jetzt sagen werde, dabei bleibt es, so wahr ich bin! Nur mit mir verläßt Alexis dieses Haus, es wäre denn, daß ein gebietendes Verhältniß ihn außerhalb des Ortes entfernte, bevor er amtlich versorgt, seinen eigenen Herd anbaut!“ —

„Du bist in der That das Muster eines zärtlichen Vaters!“ erwiederte die Räthin heimtückisch, und legte einen giftigen Pfeil auf das Geschoß ihrer Zunge, „aber freilich,“ damit zielte sie auf das Herz ihres Mannes, „nur Kinder

der Liebe bleiben Kinder der Schwachheit — das hörte ich oft.“

Bei dieser Rede seiner Frau berührten sich die entgegengesetzten Empfindungen des Pupillenraths. Doch das Bewußtsein des Rechtschaffenen, geschützt von einer himmlischen Aegide, wird von der Bosheit nicht zum Tode getroffen, nur die Schuld ist verwundbar! —

Der Zorn verschwand von der Stirne des beleidigten Mannes, des gekränkten Vaters; die Spannung der Gesichtszüge ließ nach, ein Lächeln der Empfindung, der Ruhe, schwebte um die grollende Lippe. Zwei Tropfen nur, aus den unerforschten Quellen des Gefühls, drangen ihm in die Augen, aber sie löschten die schnellentbrannte Hitze. Er schlug den feuchten Blick zur Decke, und sprach: „Mein Gott! Du weißt es! Alexis ein Kind der Liebe! — Daß es so und doch auch anders ist, erhebt mich über die Schwäche, welche du mir vorwirfst und macht mich stark im Ertragen. Warum aber, sage an! ist Alexis Dir ein Dorn im Auge, da Deine Tochter die Rose meiner Freuden war, die ich im Herzen und auf den Händen trug? — Und liebte Agnes ihn nicht gleich einer leiblichen Schwester? Betrauerte er ihren Tod nicht mit brüderlichem Schmerze? — Warum verfolgst Du ihn, der — — mein Sohn ist, mit schmähsüchtigem Hasse? That er Dir je etwas zu Leide? — Besinne Dich, liebe Frau! Doch Du wirst es auch, und es war nur eine stiefmütterliche Laune, die Dir ankam“ — Er reichte ihr, nach Agnes' Bilde abgewandt, die Hand, und setzte mit versagender Stimme hinzu: „Meine gute Agnes! sieh die Mutter an! und Dein sanfter Blick sage ihr von dem Frieden, welcher höher ist, als alle Vernunft, der hienieden schon selig macht!“ —

Jetzt trat die Sonne hinter dem Versteck eines grauen Gewölks hervor und strahlte heller als zuvor. Der Wiederschein von der dunkelrothen Fenstergardine malte eine Rosen-Tapete an die Wand, ein lebendiges Licht erfüllte das Zimmer, jeder Gegenstand leuchtete. Die Räthin war in heftiges Weinen ausgebrochen, sie schluchzte in ihr Taschentuch, und wie sie das Gesicht blinzelnd erhob, blendete sie das Bild der Tochter in sonniger Verklärung, durch deren Glanz die geliebte Aehnlichkeit irdischtraut und kindlichtreu auf der erschütterten Mutter zu ruhen schien.

Die Räthin war nicht eben böse, nur übler Eigenheiten und seltsamer Widersprüche voll! Ein ganz entgegengesetztes Urtheil über ihren Charakter würde dennoch vollkommen richtig gewesen sein, je nachdem es sie von dieser oder jener Seite aufgefaßt hätte. Die milde Weichheit, worin sich plötzlich in der Chemie der Gefühle, deren verborgenes Flammenspiel die geheimsten Stoffe der Seele zersetzt und wunderbare Erscheinungen hervorbringt — der Starrsinn ihres Mannes aufgelöset hatte, seine räthselhafte Antwort auf ihren Vorwurf, der Gedanke an jede väterliche Liebkosung und Güte, die er ihrem verstorbenen Kinde erwiesen, welcher sie laut an ihre Schuld mahnte, dies alles ergriff und zerschmolz ihr Herz in Reue und Rührung.

Der Pupillenrath, sich des Zufalls bemeisternd, der seiner Rede dienstbar, ihre Wirkung verstärkte, sagte: „Sieh, liebe Frau! Sie spricht für mich, denn die Worte der Todten an uns sind Lichtstrahlen, womit sie bald das Dunkel unseres Geistes durchdringen, bald himmlische Ahnungen in uns entzünden. — O! wenn Du wüßtest! Doch besser, Du weißt nichts! Ich denke, wir scheiden jetzt als gute Freunde? — Deine junge Verwandte ist ein liebenswür-

diges Geschöpf! Dies noch zum Schluß, zum Friedensschluß!" —

Er reichte die dargebotene Rechte noch näher seiner Frau, die herzlich einschlug, mit der andern griff er nach dem Hute. Die Räthin küßte ihren Mann, und eine Thräne rann von ihrer Wange auf die seinige. Dann ging er — und auch wir, liebe Leser, gehen für ein Weilchen in die Vergangenheit zurück.

Die Räthin Locke war die Tochter eines Großhändlers, der sein Glück durch eine reiche Heirath am besten zu befestigen dachte. Er überredete sich, die Braut zu lieben, deren Vermögen er suchte, er bauete die Plane seines Emporkommens in eine schwindelnde Höhe, von wo der Sturz nur um so tiefer ist. —

Die junge Frau, im Reichthum erzogen, nach Geist und Gemüth versäumt, und doch stolzer Ansprüche voll, brachte zwar ihrem Manne gefüllte Truhen und strotzende Geldsäcke mit, aber auch ein leeres Herz und einen Kopf, der des Besten ermangelte, und deßhalb nur um so mehr ein Köpfchen war. — Wer unter uns, liebe Leserinnen, wüßte nicht, was dieser Ausdruck in der Sprache der Männer bedeutet? — Sie wußte wenig oder nichts zu reden, und dieser Fehler, scheinbar klein — legte den Grund zu großem Unglück.

Der jugendliche Ehemann empfand Langeweile, so oft er aus dem Comtoir in die inneren Gemächer seiner Wohnung trat. Er gähnte in der einschläfernden Stille des Zusammenseins mit seiner Frau, er vermißte stets etwas, ob er

auch täglich den Prunk seines Hauses häufte, und sich mit Fülle umgab. O ihr Armen die ihr den Durst nach Freude im äußern Uberflusse zu stillen wähnt! Ihr werdet ewig darben, denn der heilige Born, wo sie lauter quillt, ist nur in der Tiefe des Herzens zu finden, und ihr könnt mit jedem Athemzuge schöpfen. Aber nur dem Weisen rinnt er im Genusse der inneren Zurückgezogenheit; der Thor hascht nach Außen, wo spottende Leere ihn verschmachten läßt! —

Von seinem faden, häuslichen Leben an das Geschäfts-Interesse gewiesen, ließ der junge Kaufmann sich in sehr gewagte Unternehmungen ein. Das Schwanken und Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, der Reiz der Gefahr, erhielten ihn in einer Spannung, deren seine Regsamkeit bedurfte. Allein die Wagnisse mißlangen, er wollte sich retten durch einen kühnen Wurf, doch er fiel zu seinem Verderben aus. Nach einigen Jahren, in denen er nicht einmal wahrhaft froh geworden war, kam der Tag, an dem er Bonis cediren mußte. An diesem unglückseligen Tage ward seine Frau von einer Tochter, obwohl etwas zu frühzeitig, entbunden; der Schrecken trat als ein gewaltsamer Geburtshelfer ein, die Angst kam der Hebamme zuvor. Bleich und starr stand der verarmte Vater vor dem Wochenbette, welches die prahlende Hoffart seiner Frau gleich dem Thronhimmel einer fürstlichen Mutter hatte schmücken lassen. Er vermochte nicht das Kind zu sehen, dem er das Dasein gegeben, daß es in schmachvoller Stunde zur Armuth geboren würde, und dessen erster Blick in das Licht der Welt das Elend seiner Eltern sähe. Diese anscheinende Härte war die weichste Liebe, aber sie verdichtete sich zu einer Scheidewand zwischen Vater und Kind. Die Thräne des väterlichen Segens, welche,

als die heiligste Weihung der Natur, die Stirne eines Neugeborenen benetzt, giebt ihn der Gottheit zu eigen! Hier fehlte sie und ihre weihende Kraft, weil ihre warmen Quellen die Verzweiflung verschlossen hielt, und das Kindlein, gemieden von dem trockenen Auge seines Vaters, verfiel den irdischen Mächten, die vergoldete Wiege aber, worin es sein erstes Schicksal verträumte, den Gerichten. —

Der Tod ersparte mitleidig der Mutter eine Veränderung ihrer Lage, über die sich zu erheben, es ihr an Seelengröße fehlte. Sie starb an einem Milchfieber. Eine wohlhabende Frau nahm sich des nachgelassenen Töchterchens an, bis der Vater wieder Brod hätte; das Haus und die öde, verschuldete Pracht, welche es enthielt, blieb im Gewahrsam der Gesetze, und der ehemalige Besitzer dankte nach seinem schnellen Falle dem Himmel und der Empfehlung eines Biedermannes die kleine Versorgung als reisender Geschäftsführer eines Seidenfabricanten. Er handelte mit Glück und mit Verstand, der neue Wirkungskreis eröffnete ihm ein weites Feld, worauf er sich zerstreuete und Erfahrungen sammelte.

Die Gelegenheit, Sorgen und Noth der Menschen kennen zu lernen, den heißen Kampf des Erwerbs, und die Fehler, welche in der Anlage ihres Wohlstandes gemacht würden, lehrten ihn ein besonnenes Verfahren und schärften seine Einsicht, freilich zu spät, um verlorene Vortheile wieder zu gewinnen; doch noch frühzeitig genug, die Zukunft besser zu benutzen.

Auf diesen Reisen geschah es, daß sein Geschäftsweg ihn durch eine Landstadt führte, wo er auch einer Kaufmannswittwe seine Musterkarten vorzulegen hatte, welche seit länger als zwanzig Jahren ihre Waaren aus der Manufactur seines Principals bezog und in gutem Credit stand.

Er trat in den Laden und fand die Wittwe alternd und kränklich hinter der Casse sitzen; ihre einzige Tochter, die Stütze der schwachen Mutter, ein sehr hübsches Mädchen! stand ihr zur Seite. Der Kaufmann beugte sich ehrerbietig vor der wackern Frau und nannte die Firma, der er bedient war; damit war nun auch die Absicht seines Kommens ausgesprochen, und die Wittwe nahm ihn mit der rücksichtvollen Achtung auf, welche sie jenem Handlungshause schuldig zu sein meinte.

Auf einen Wink ihrer Mutter sprang die Tochter, um Kaffee zu bestellen, denn es war um die schwarze Stunde, und die weibliche Gastfreundschaft und häusliches Thun und Treiben gesellte sich zu dem Verkehr und milderte den Ernst der Geschäfte. Herr Einsiedel blieb ein langes Weilchen, er hätte vielleicht noch länger rasten mögen, wenn seine Weiterreise ihm einen beliebigen Verzug gestattet hätte. Er hörte die Klagen der Mutter über den schweren Druck der Zeit, über die Mühseligkeiten des Alters, mit verbindlicher Geduld an und bemerkte still daneben, wie gewandt das Mädchen verkaufte, mit welch wohlgewählten Worten es die Schönheit der Zeuge hervorzuheben und sich gleichsam des Käufers zu bemächtigen wußte. Nicht minder bewunderte er das ersichtliche Talent der kleinen Kaufmännin in der Auswahl der neuen Muster, wie die schöne Hand und ihre Normalschrift, welche die Schwäche der Mutter vertrat. Genug, das Mädchen gefiel ihm sehr! —

Allein dieser flüchtige Eindruck verwischte sich im raschen Wechsel der Gegenstände. Nach einem Jahre kam der Commissionair wieder in jene Stadt. Das Mädchen saß in Trauer hinter der Casse und las in einem Buche, das in schwarzen Corduan gebunden war; im Laden war es still

und einsam, die Elle ruhete — die Mutter war todt. Als der Kaufmann auf die Schwelle des Gewölbes trat, und das Mädchen die Augen erhob, in deren reizende Munterkeit er voriges Jahr vielleicht ein wenig zu tief geblickt hatte — sah er Thränen, welche sich während des Lesens darin gesammelt, auf die Blätter des offenen Buches niederrollen. Mit reger Theilnahme und doppeltem Interesse erkundigte er sich nun, ob die liebenswürdige Waise denn keinen männlichen Beistand hätte, und was sie in Bezug auf die Handlung zu thun oder zu lassen gedächte. —

Das Mädchen erröthete bei dieser Frage. „Ich weiß es selbst noch nicht," lautete die Antwort; „meine bisherigen Rathgeber waren eigennützig." —

Jetzt erröthete der Kaufmann; er errieth, daß das Mädchen von solchen bedrängt würde, die sich einzuheirathen wünschten und die hübsche Erbin, welche für den Handel geboren schien, in den Kauf nehmen wollten. — Ein schneller Gedanke ging durch seine Seele; indem er jedoch, gewitziget durch die schwerempfundenen Folgen der Unbesonnenheit — Bedacht darauf nahm, daß die Ausführung zweifelhaft wäre, begnügte er sich, das Mädchen zu fragen, ob es wahrscheinlich sei, daß Haus und Handlung der seligen Mutter vor dem Ablaufe zweier Monate in andere Hände kommen werde. —

„Durchaus nicht," antwortete das Mädchen bestimmt, und das feine, weibliche Ohr überhörte nicht die Beschlagnahme einer leisen Hoffnung im Tone dieser Frage; „ich habe mir," lautete die Antwort weiter, „ein halbes Jahr Frist gesetzt, bevor ich einen Entschluß fasse, und davon ist erst ein Drittheil verlaufen."

Der Kaufmann, hievon befriediget, verschwieg jedoch sei-

nen Plan, nach welchem er diese Handlungsgelegenheit seinem Principal zu einem Etablissement für den ersten Commis vorschlagen wollte, der, als ein versprochener Bräutigam mit einer jungen Person, die arm und dem Principal anverwandt war — sich lange schon nach einer schicklichen Stelle umsah, wo er mit Unterstützung desselben ansässig werden könnte. —

Das Mädchen ging auf einen Augenblick in das kleine Comtoir, um einen Brief zu holen; Einsiedel nahm das Buch in seine Hand, es war ein Gesangbuch. Sein Blick suchte die Spur der kindlichen Thräne, die er fallen sah; sie feuchtete folgenden Vers: „Was ist die weite Welt mir nun? ach! eine Trauerwüste! mir ist, als könnt' ich nirgends ruhn, als ob ich mit Dir müßte! o Gott im Himmel Du! wo find' ich Trost und Ruh? es sank in meiner Mutter Grab all meine Lebenslust hinab!“ — Das rührte ihn unbeschreiblich. Er hätte das Mädchen an seine Brust nehmen mögen, um es zu trösten durch Liebe; er dachte, das innige Gemüth dieser treuen Tochter müsse auch dermaleinst dem Gatten zu Gute kommen.

Herr Einsiedel beeilte nun seine Reise, und als er für kurze Zeit nach Hause kam, um die Resultate derselben darzulegen, machte er dem Principal den Vortrag jener Sache, die er im Sinne hatte, und zwar so annehmlich wie möglich. Der Principal hatte die Wittwe außerordentlich geschätzt; das Gefühl der Achtung für die brave Frau und der Gedanke, der Segen der Redlichkeit werde auf dem Hause ruhen, worin sie gelebt und gestorben, machten ihn alsobald willfährig, den Vorschlag einzugehen.

„Es ist Schade,“ sagte er, das Blut der Verwandtschaft verleugnend, „daß der Wendel schon versagt ist! er könnte

sonst die Tochter der Wittwe heirathen und die Kundschaft zur Mitgift nehmen; denn wenn ein hübsches Kind, wie man sagt, das Mädchen sei, mit der Elle figurirt, die Ladenhüter mit weißen Händen ausbreitet und die blitzenden Aeuglein darüber hinspielen läßt, so werden die Käufer herangewinkt und die Leute sehenden Auges verblendet."

Der Commissionair seufzte; er hatte diese hinreißende Gewalt auch empfunden und wollte den Besitz des liebenswürdigen Mädchens, das zwar in Verlegenheit, aber keine verlegene Waare war — mit dem vollen Preise seines Herzens bezahlen.

Einsiedel eröffnete nun seinem Principal, daß er dies Mädchen gern selbst zur Gattin nehmen möchte, da es ihm den Forderungen zu entsprechen schiene, die er an eine zweite Wahl machen würde, und sein Kind, verlassen und in fremden Händen, einer Mutter bedürfte. Denn nie sind Wittwer väterlicher gesinnt, als wenn die Heirathslust sich in ihnen regt. —

Der Principal sann nach, wie diese Partie sich ins Werk stellen ließe, ohne daß er einen Commissionair verlöre, den er brauchbar für dies Fach gefunden, wie noch Keinen. Er hatte nun einmal die Idee liebgewonnen, sich bei jener erloschenen Firma einen Namen zu machen, und so gelang es dem Letzteren, ihn zu gewinnen, daß er ihm ein häusliches Glück gründen helfe, was auf anderen Fundamenten beruhen solle, als das erstere, dessen Einsturz sein stolzes Hoffen zu einer Ruine gemacht, die unter ihrem Schutte seine Thorheit für immer begraben. —

Kauf und Heirath kamen richtig zu Stande; doch Einsiedel mußte sich einer harten Bedingung dabei fügen. Er blieb verpflichtet, das Sommerhalbjahr hindurch die Provinz

zu bereisen, worin der Principal heimisch war, nur der Winter gönnte ihm häusliche Rast. Während seiner Abwesenheit sollte die junge Frau der Commandite eines Seidenwaaren=Ausschnitts vorstehen, die der Principal ihm am Orte übergab, eben sowohl, um den Ertrag der Reisegelder durch die bewilligten Procente zu vermehren, daß es ein Einkommen gäbe, was für den zu errichtenden Hausstand hinreichend wäre, als das geübte Talent der kleinen Kaufmannsfrau für seinen Vortheil zu benutzen und die Früchte ihrer Dankbarkeit zu genießen. So waltet der Geist der Berechnung auch über denen, als deren Schutzgeist er erscheint! —

Das Gestirn der Liebe ging nun für den guten Einsiedel abermals auf; aber diesmal war es kein Unstern. — Zu Anfange des Winters war die Hochzeit, und das neue Ehepaar konnte sich vollständig einrichten, ehe der Frühling und mit ihm die erste Trennung käme. Einsiedel fühlte sich unaussprechlich glücklich. Die gefällige Anmuth seiner Frau ihr sanfter Sinn, so fromm und so heiter! erweiterten ihm die beschränkte Wohnung zu einem Himmel voll Freude! In stiller Lust schwieg er, wenn sie redete; diese harmlose Plauderei, welche den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens den warmen Glanz liebender Mittheilung gab, ergötzte ihn, und beflügelte die Stunden ihres Zusammenseins. Mit überzeugender Redseligkeit — ein Zweig angestammter Gewohnheit, die in den Garten der Ehe hinüber wucherte — pries ihr Lob die Vorzüge, deren sie genösse, und wußte alles in ein Licht zu stellen, von wo die Zufriedenheit es beleuchtete; kleine Flecken und Mängel, wie sie in dieser unvollkommenen Welt nirgend fehlen, verbarg sie mit schlauem Geschick. Sie gönnte Andern Gutes und Schönes, selbst

begnügsam mit Wenigen. So tauschte sie Glück um Glück, und ihr Mann hatte das beste Theil erwählt.

Ob auch von jeher über die Geschwätzigkeit der Frauen gespottet worden, und wie oft sie belästigend und schädlich werden mag, so kann doch die Muse der Beredsamkeit, wenn sie einer verständigen Frau hold ist, mehr als jede ihrer himmlischen Schwestern zu einer segnenden Gottheit für den Mann werden. — O glückselige Männer, die Ihr im Besitze einer Frau seid, der die Gabe verliehen ist, hübsch zu erzählen, und deren Worte wie Perlen voll Klarheit, in denen ein innerer Farbenstrahl sich leise spiegelt, zu dem Schmucke Eures Lebens gereichen — haltet dies Kleinod werth, und fasset es in das reine Gold der Achtung und der Treue, denn es wird selten gefunden! Die Kunst der Musik ist köstlich, ein holder Gesang bezaubert die Seele; aber eine liebliche Rede voll Wohllaut stirbt nicht mit der Geläufigkeit der Finger und dem Jugendreize der Stimme ab; sie dauert, bis ihr letzter Hauch in Seufzern verhallt, wenn der Tod das tiefbesaitete Werkzeug zertrümmert. Schön ist des Pinsels schöpferisches Talent! doch die weibliche Phantasie malt in den Bildern rednerischer Darstellung oft schöner und kunstreicher. Sie behängt die gemeine Wand der Wirklichkeit mit anziehenden Schilderungen; grelle Scenen verwischt sie in milderndes Halbdunkel, die Zerrbilder grober Fehler gestaltet sie zur Lächerlichkeit und regt die Lachlust statt des Abscheues an, und die Küchenstücke aus dem Niederlande der Erfahrung geben durch ihre komische Wahrheit dem Humor ein angenehmes Schaugericht!

O! wie oft und beschämt dachte Einsiedel an den Wahn seiner ersten Ehe, daß man reich und pompös eingerichtet sein müsse, um fröhlich und guter Dinge zu leben! Ein bes-

seres Verständniß war ihm aufgegangen. Was kümmerten ihn Silber und Gold, das ihn vormals mit traurigem Schimmer umgeben? Die blühende Lippe seines Weibes reichte ihm goldene Aepfel in silberner Schaale. Er vermißte die kostbare Flötenuhr nicht, die einst seine schweigsame Gattin mit Zaubertönen in den Mittagsschlaf lullte; die Stunden rauschten ihm jetzt flugschnell vorüber, und die Harmonie der ehelichen Eintracht verklang niemals, und ging gleich regelmäßig mit dem Uhrwerke der Häuslichkeit.

Sobald die junge Frau an dem Orte ihrer Bestimmung war, wurde das Töchterlein erster Ehe heimberufen. Es bangte der neuvermählten Gattin, die ihren Mann als ein Einzelwesen kennen und lieben gelernt hatte, vor dieser Morgengabe, welche eine süße Täuschung zerstörte — aber sie ließ es sich nicht merken.

Die kleine Marianne war nun drei Jahre alt; ihr Vater, von seinem Geschäftsverhältniß fern gehalten, hatte sein Kind nicht wieder gesehen, seit er es von sich gelassen, und so trat es als ein Fremdling über die Schwelle der neuen Heimath. Der Anblick des Kindes erinnerte den Vater an die schwerste Stunde seines Lebens, die Schauer der Vergangenheit kamen über ihn und erkälteten seinen väterlichen Gruß. Die Kleine schwieg verstockt, und rührte und regte sich nicht. „Gehe jetzt, mein Kind!" sprach der Vater, „und küsse Deine liebe Mutter!" Das Kind schüttelte mit dem Kopfe und blieb stumm. „Wie? Du willst nicht?" fragte der leidenschaftliche Ehemann entrüstet, „und warum nicht, unartiges Kind?"

„Es ist nur die Stiefmutter!" stieß die kleine Marianne erglühend hervor, und wendete dem mütterlichen Angesicht den Rücken.

Die junge Frau erröthete. „Es wird sich finden, Lieber!“ sagte sie begütigend, „ich denke, unsere Kleine wird dies Wort in Zeiten verlernen.“ —

Dieses Wort hatte jedoch einen Mißton angegeben, der sich niemals im Einklange der Gemüther auflösete. Weder die gütigste Mütterlichkeit in dem Benehmen der jungen Frau gegen das Töchterchen, noch die verpönendste Strenge von Seiten des Vaters, weder Liebkosung noch Strafe, konnten die kleine Marianne dahin vermögen, ihres Vaters Gattin anders, als Stiefmutter zu nennen. Das that nicht gut. So oft die junge Frau dies hörte, ging ein Stich der Kränkung durch ihre Seele; so oft die Kleine diesen gehässigen Namen aussprach, fühlte sie sich verwaiset, und ein Trotz und Starrsinn, wie ihn nur die Liebe bricht und schmilzt, setzte sich dem Herzen des Kindes an.

Als die Schwalbe wiederkehrte, mußte der arme Einsiedel, den sein Geschick auch zu einem Zugvogel gemacht hatte, das Nest der Heimath verlassen, und fort in die Weite. Seine Frau übernahm den Vorstand der örtlichen Geschäfte, denen sie gewachsen war. Sie war an diesem Platze ganz in ihrem Elemente. Der Zulauf, den sie gewann, mehrte sich von Tage zu Tage, was nicht bei Madame Einsiedel gekauft war, galt nicht im Cours des Geschmacks.

Den Principal der Handlung verjüngte das Vergnügen über diese gelungene Speculation. Er machte ihr bedeutende Geschenke, bat sich mit seltener Scherzhaftigkeit zu Gevatter, und ermahnte die junge Frau, gegen sein eigenes Interesse, sich in ihrem vorrückenden Segensstande mehr zu schonen. — Aber die junge Frau war gesund und der Meinung, daß die Erfüllung der Pflicht unter allen Umständen ein stärkender Balsam sei. Ihre umsichtige Thätig-

keit sorgte für alles, so weit das helle Auge reichte. Die kleine Marianne kam der Mutter nicht nahe, wenn diese das Kind nicht ausdrücklich zu sich rief. Nur wenn Madame Einsiedel des Abends die schwere Geldcasse auf dem Tische ausschüttete und zu zählen begann, ließ die Kleine ihr liebstes Spielzeug, um ihr bei dem Aussuchen der Münzsorten zu helfen, die sie genau kannte.

Im Spätherbste kehrte Einsiedel auf Flügeln der Sehnsucht zurück. Seine Frau war bereits seit einigen Tagen unwohl, und er kam zur glücklichsten Stunde. — Als Madame Einsiedel am Morgen nach der späten Ankunft ihres Mannes erwachte, setzte sie sich im Bette auf, und sprach mit Aufregung: „Ich habe einen wunderbaren Traum gehabt, den muß ich Dir erzählen. Auf etwas Lieberes wüßte ich mich nicht zu besinnen; aber hörst Du auch? So lange die selige Mutter todt ist, hat mir noch nicht von ihr geträumt, wie sehr ich mich auch danach sehnte; und heute! — Wir hielten Inventur, und rüstig, wie in gesunder Zeit, stand meine Mutter, und maß Goldstoff mit gestickten Blumen, die man nur gleich hätte abpflücken mögen. Der Brocat rauschte wie ein blitzender Strom durch ihre Hand, und der Lahn, womit er durchwirkt war, ich sehe es noch! funkelte wie die liebe Sonne. Mutter, sagte ich betroffen, welch ein großer Vorrath! das hätte ich nicht gedacht; denn Du mußt wissen, lieber Mann, daß dieses theure Zeug, wovon in unserer Gegend die Landleute Mützen tragen, schwer in das Geld fällt und auf das Pünctchen gemessen wird. Darauf antwortete sie mir: Gott giebt den Geist nicht nach dem Maß! — und in meinen träumerischen Gedanken meinte ich, diese Stelle der heiligen Schrift wäre unrichtig angewendet. Allein den Irrthum einer Mutter

darf die Tochter nicht rügen; so schwieg ich kindlich still. Nun hieß sie mich ein Licht anzünden. Ich will Dir nur den Taufzettel siegeln — sagte sie, und ein Zittern der Wonne durchbebte mich, da ich des ungeborenen Kindes gedachte. Das Siegellack träufelte in purpurnen Tropfen nieder auf ein zierlich gebrochenes Papier; sie drückte das gewichtige Petschaft von Eisen darauf, und als sie es hinwegnahm, war der Anker, das Symbol der Kaufmannschaft, an den sich die Buchstaben unserer Firma lehnten, verschwunden, und ein kleiner Altar mit der winzigen, aber deutlich ausgedrückten Inschrift: dem unbekannten Gott! darauf sichtbar. Dem Unbekannten? rief ich; o Mutter! ich kenne Ihn, den meine Seele weit über Alles schätzt und liebt! — Da lächelte die Mutter, und sagte: Dort schaust Du Ihn von Angesicht in ew'ger Freud' und sel'gem Licht! — Und während sie sprach, verklärten sich ihre Züge, das Licht flackerte und warf einen wunderbaren Schein, die Wellen des Goldstoffs, der über die Tafel rauschend hinfloß, schimmerten, wie wenn Funken und Flämmchen, unzählbar, wie das Heer der Sterne, auf dem Wasser hüpfen; ein blasser Glanz erfüllte das Gewölbe. Da fiel es mir auf einmal ein, daß die Mutter gestorben wäre — ein Grauen fröstelte durch meine Glieder. Ich wollte den theuern Schatten umfangen; allein ich strebte nach einem wesenlosen Glücke, und das Herz schlug mir ungestüm, da ich erwachte."

„Das Traumbild ist schön! und gewiß von guter Vorbedeutung!" erwiederte der Gatte, „doch, liebste Frau, wie magst Du dazu kommen? Es enthält, sonderbar genug! eine religiöse Wahrheit, die Dir vielleicht nie bekannt geworden. — Als der Apostel Paulus nach Griechenland kam, fand er mitten in der Stadt Athen einen Altar, mit der In-

schrift: Dem unbekannten Gott! Epimenides, ein in großem Ansehen stehender Weltweise, hatte ihn errichten lassen, da einst eine furchtbare Pest das herrliche Athen verheerte, und alle Opfer, den Göttern dargebracht, nichts helfen wollten. Ich weiß dies alles noch von der Schule her. — Das Herz des Apostels lodert in feuriger Begier, auf diesem Altar heilige Flammen zu entzünden. Dieser Gott ist der meine! ruft er entzückt und laut, kommt! brecht ab Eure Tempel und den Dienst fabelhafter Gottheiten! Ich will Euch den ewigen Sohn verkündigen, in dem der Unerforschliche sich geoffenbaret hat! — Wenn Du mir einen Jungen bringst, liebe Frau, soll er diesem tiefsinnigen Traume zu Ehren Paulus heißen!"

Dieser Vorsatz trat in Kraft. Noch an demselben Tage genas Madame Einsiedel von einem engelschönen Knaben, der in der Taufe den Namen Paulus erhielt. Die Freude des Vaters war unbeschreiblich. Gefühle, in denen sein Herz schwoll, da er das Kind auf seine Arme nahm und den kleinen Mund küßte, waren so neu und wonnevoll für ihn, als empfände er sie zum ersten Male; der Leiden herber Kelch war in die Schaale des Segens übergeflossen, als die Natur sie ihm an Mariannens Wiege reichte, und ein bitteres Andenken mischte sich stets in jene Erinnerung.

Der kleine Paul blieb das einzige Kind dieser Ehe und der Abgott seiner Eltern, wie der Gegenstand allgemeiner Liebe, wovon nur seine Schwester eine Ausnahme machte. Marianne war finster und strenge gegen das herzige Brüderchen, welches diesen Kaltsinn, der zu schroff gegen die schmeichelnde Wärme abstach, in der kein rauhes Lüftchen der Laune es je berührte, mit gleicher Abneigung vergalt. Die Mutter würde diese stiefgeschwisterliche Lieblosigkeit, die Ma-

rianne sich zu Schulden kommen ließ, und welche den kleinen Paul das erste Gefühl des Hasses lehrte, mit minderer Gelassenheit ertragen haben, wenn der Vater ihren Verdruß hierüber nicht völlig getheilt hätte. Er war hart gegen die Tochter, und die Mutter nahm sie selbst zuweilen in Schutz, wenn heftige Anfälle des Zorns ihn manchmal zu weit gehen ließen. Aber die kleine Marianne hütete sich sorgfältig wie eine alte Person, Fehler zu begehen, die dem gereizten Unwillen des Vaters ein willkommener Anlaß, sich stürmisch zu entladen, gewesen wären. Sie nahm sich mit frühreifer Klugheit in Acht, um die Rüge nicht zu verdienen, welche ihm, so oft er sie anredete, auf der Zunge schwebte. Die harmlose Unbesonnenheit der Kinderjahre, den holden Trug unschuldiger Täuschungen, kannte die kleine Einsiedel nie! — Sie ahnete nicht, wie ein Kind, das sich vergangen, in bereuenden Thränen die Kniee des Vaters umschmiegt und von dem Verzeihenden nur heißer geliebt wird! Sie hatte den versöhnten Kuß von der Lippe einer Mutter nie gekostet! Nur der Begriff einer werkthätigen Gerechtigkeit galt ihr für das heilige Sühnopfer der Liebe, und den Spruch, gute Werke seien schädlich für die Seligkeit — hätte sie nimmer verstanden. —

Die Verhältnisse des Herrn Einsiedel verbesserten sich mit jedem Jahre. Er ward von seinen Reisen freigesprochen und dafür mit heimischen Geschäften überhäuft, die ihm mit barem Vortheil auch den gewährten, daß er der Erziehung seines Sohnes vorstehen konnte. Das kleine Vermögen, das er sich sauer erworben, war ihm im bescheidenen Genusse desselben doppelt süß, da es ihm das Vergnügen über die Erfüllung gemäßigter Wünsche mit dem Bewußtsein der bezahlten Pflicht würzte.

So verfloß die Zeit in erwerbsamer Thätigkeit und häuslichzufriedener Stille. Marianne hatte sich zu einer vollblühenden Jungfrau entwickelt und war recht hübsch geworden, geschickt für den Hausstand, ordnungsliebend und fleißig; aber von sprödem Gemüth und verschlossenem Sinne, indeß Paul, ein muthiger Knabe, hochfähigen Geistes und offener Seele, den Studien oblag und jede Kenntniß erfaßte, nur die nicht, welche die Klugheit des Gewinns lehrt. Kein Tröpfchen kaufmännisches Blut floß in seinen Adern, und dies war von seiner Wiege an zu bemerken gewesen. Ein blinkendes Goldstück, das man ihm zum Spielen gab, da die Wärterin ihn noch trug, warf er sogleich hinweg, während ein unscheinbares Bildchen ihn lange ergötzte.

„Unser Paul wird nicht reich werden, wenn er es künftig auch so macht!“ sagte die Mutter, lächelnd zwar, doch mit einem leisen Seufzer.

„Wer weiß auch,“ antwortete der Vater; „Fortuna liebt ihre Verschmäher — es könnte dennoch sein.“

Eine öffentliche Geldangelegenheit brachte den Stadtsyndicus Gitterbrodt in Herrn Einsiedel's Haus. Er war ein Hagestolz, der seiner Classe in allen Eigenheiten des Junggesellenstandes zugehörte, ein hageres Männchen von gelblichbrauner Gesichtsfarbe, wie ein Oelgemälde, das nachdunkelt; er war voll Complimente, sprichwörtlicher Redensarten und lustiger Späschen. Er wußte immer etwas Neues. Nie gönnte er sich ein weißes Hals- oder Schnupftuch, weil die Wäsche Zeit und Geld kostete — seine Kleider hatten eine Art irdischer Unsterblichkeit — wenn wir dieses Wort wählen dürften; denn sie glänzten in ewiger Jugend und Neuheit, wie alt sie immer waren. Ja, es schien, als ob die Motte ihren Raub aus dem Pelzwerke Anderer dem sei-

nigen einfütterte. Diese Unverwüstlichkeit dessen, was er einmal besaß, war sein Stolz, und mit selbstgefälligem Lächeln rühmte er sich oft der Dauer seiner Sachen. Er nahm es gut auf, wenn man ihm sagte, er sei ein Arcanist der Sparsamkeit. Der Wunsch, für einen Mann von solidem Geschmack zu gelten, und das Pünctchen der Ehre waren seine schwächsten Seiten. Obgleich ein hoher Rath ihn einstmals im Zorne zum Syndicus gemacht hatte, so wußte er doch mit ehrgeiziger Anmaßung an seinen Befugnissen festzuhalten und auf seine Magistratswürde zu pochen. Man gönnte ihm die eitle Einbildung und die Leere der Nullität, und fand ihn dennoch oft genug brauchbar, wenn auch nur im negativen Sinne. —

Als es einst geschah, daß eine Deputation ernannt wurde, die den Landesherrn um Erlaß einer Steuer angehen sollte, womit die Stadt belegt war, und dieser Vortrag, der tüchtige Männer erforderte, weil er durch eine scharfsinnige Entwicklung der Gründe, die das Gesuch für sich hatte, durch die Kraft der Rede und die Fähigkeit der Vorstellung unterstützt werden mußte — ein schwieriger war, fiel es einem Spötter ein, den Syndicus dazu vorzuschlagen. Zum sprachlosen Erstaunen der Beisitzer nahm er den Aufruf an, obgleich das Herz im Leibe ihm davor zitterte und bebte. — Die Sache war nicht mehr zu ändern und an einen Rückschritt nicht zu denken, ohne daß der Syndicus tödtlich beleidiget würde; so sorgte man nur dafür, den lächerlichen Mißgriff durch eine desto ernstere Auswahl der Uebrigen unschädlich zu machen. Die Schreiber, welche es wußten, wie der Syndicus Spaß für Ernst genommen, sangen des Abends vor seiner Thür: „Ja, wenn es um die Ehre nicht so was Großes wäre, wer möcht' ein Deputir-

ter sein? Ich nicht! ich auch nicht! nein!" und hier und da tönte ein verstecktes Lachen durch das spottende Echo des Chors. — Der Landesherr ließ die Gesandtschaft vor, und bewies sich huldreich und gnädig gegen die Väter der Stadt, welche er der aufgebürdeten Last entnahm.

Diese Erfahrung blieb dem Syndicus die schönste seines Lebens bis an das Ende. Er nahm einen gravitätischen Gang, eine wichtige Miene an, und wer, wenn er nach Jahren noch auf jene Geschichte kam, nicht Zeit und Geduld hatte, wendete um; denn in diesem Stoffe war er unerschöpflich. — Dies war der Mann, den sein Alter nicht vor einer Thorheit schützte, welche im Plane des weisen Gottes lag!

Das Geldgeschäft, welches den Syndicus Gitterbrodt zu Herrn Einsiedel führte, war nicht mit einem Male ausgeglichen; er kam wieder und wieder, und verweilte, gastlich aufgenommen, auch wohl ein Stündchen. Endlich war alles abgemacht, und Einsiedel hatte Gelegenheit gefunden, der Stadt einen Dienst zu leisten und zugleich den Syndicus persönlich zu verpflichten. Er glaubte in einer lebhaften Anerkenntniß hievon die Ursache zu finden, warum der Syndicus ihn und seine Familie in Person zu einem Mittagsmahl einladete, eine Höflichkeit, womit er sonst eben nicht freigebig war. Aber Herr Einsiedel wollte sie dennoch ablehnen, weil er den Tag darauf seine Reise zur Messe anträte und daheim noch viel zu ordnen hätte; doch der Syndicus nahm keine Entschuldigung an. So ging denn die Familie zu dem Gastgebote, wobei Niemand weiter zugegen war. Das Haus des Syndicus war nett wie ein Kästchen. Im Flur saß ein alter Rathsdiener als Ordonnanz des ge-

strengen Herrn, und strich einem grauen Kater, den er auf dem Schooße hielt, das elektrische Fell.

Der Syndicus erschien und bewillkommte seine Gäste mit wortreicher Förmlichkeit, die nach der alten Schule schmeckte, dann führte er Marianne die Treppe hinauf in das Speisezimmer. Die Mutter, der diese Ehre eigentlich gebührt hätte, lächelte seltsam hinterher. Der Wirth war unendlich geschäftig. Er schloß bald diesen Schrank, bald jenen Schub auf, um etwas Vergessenes hervorzulangen, und Marianne stand und warf verstohlene Blicke in die Fächer voll Werth und Wust oder nahm ganz sacht die Zipfel des Gedecks in ihre Hände und sah nach der Nummer des Tischzeugs. —

Nach aufgehobener Tafel führte der Syndicus, unter dem Vorwande, ihr etwas zu zeigen, Marianne in ein Nebenzimmer, und es verging wohl eine Viertelstunde, ehe sie wiederkamen.

Die Mutter warf einen fragenden Blick auf Marianne, sie war erblaßt, und die Hand, womit sie auf des Wirthes Bitte den Kaffee einschenkte, zitterte ein wenig; allein nicht lange, so hatte sie Farbe und Fassung wieder gewonnen, sie unterhielt sich ruhig, wie vorher, von gleichgültigen Dingen, und die Mutter glaubte, es wäre dem Mädchen ein Schauer der Furcht und des Grauens im Alleinsein mit dem alten Junggesellen angekommen. — Die Familie brach zeitig auf, da Herr Einsiedel noch viel zu besorgen hatte, man trennte sich mit Danksagungen von beiden Seiten.

Am andern Morgen, als der Vater fort war und Frau und Tochter allein, näherte Marianne sich ihrer Stiefmutter, und sagte: Der Syndicus Gitterbrodt hätte gestern um ihre Hand angehalten, die ihm zu geben sie Willens wäre.

Die Mutter erstarrte. Sie sprach: „Den Syndicus Git-

terbrodt wolltest Du heirathen? O geh! wie könnte ich das glauben!“ Madame Einsiedel lachte, und fuhr fort: „Eine passende Verbindung, wahrhaftig! Die einzige kleine Gleichheit, welche an ihr zu finden, ist es gerade, worin ihr auffallendstes Mißverhältniß beruht — in der Zahl der Jahre! Du bist sechzehn, er sechzig Jahre alt.“

Marianne verzog keine Miene. „Das ist mir eben recht!“ antwortete sie mit kalter Entschlossenheit; „ich denke, mein Vater wird mich gewähren lassen. Der Syndicus ist ein guter Wirth, er wird mir das Meinige zu Rathe halten; er ist ein alter Mann, und ich hoffe, keine Kinder zu bekommen.“

„Das hoffst Du?“ fragte die Mutter, die zu begreifen anfing, daß es Ernst wäre, in einem Tone, welcher der Vorklang einer hohen Stimmung war.

„Ja!“ antwortete Marianne fest, als beschwöre sie es, „ich halte es für die größte Plage, Kinder zu haben. Wenn ich eine Mutter sehe, die wie eine Gluckhenne ihr kleines Volk austreibt und sich nicht retten kann, weil die Kinder an ihr zerren und ziehen, und kein Wort aufkommen lassen; wie ihr der Appetit vergeht, weil sie genug zu thun hat, die Schreihälse zu stopfen; da kann mir angst werden vor solchem Glücke. — Ich lobe mir ein ruhig Leben, und das werde ich bei dem Syndicus führen können.“

Madame Einsiedel heftete einen langen Blick voll tiefen Mitleids auf die Tochter ihres Mannes. Sie legte die Hand auf des Mädchens Brust und sprach: „Du Arme! schlägt denn kein jungfräuliches Herz unter dieser Hülle? Und hätte die Natur sich geirrt, da sie diesen Busen wölbte zu einer Grotte der Liebe, bestimmt, ihre süßesten Quellen zu strömen? — O Marianne! Du lästerst Gott in seinem

höchsten Segen! Kinder sind die größte Freude auf Erden, und eine Mutter gäbe viel lieber und leichter das Leben hin, als eines der Ihrigen. — Wenn wir ein jedes frevle Wort verantworten müssen, so wolle Gott das, was Du eben sagtest, nicht gehört haben! Du könntest Mutter werden und Deine Kinder verlieren — dann dächtest Du wohl einmal daran, daß Du Dich versündigt hättest. Ein einsames Alter, ein verlassenes Sterbebette ist bang' und stille! aber die frohe Mühe, in denen eine Mutter ihre Geduld erschöpft, der wimmelnde Tumult um sie her, ist Geräusch des Lebens und der Freude. In den Armen der Liebe kann es sich nicht schwer sterben!" — Sie trat im Geiste an ihr Grab, sah Paulus kindliche Thränen darauf fallen — trocknete die ihrigen, und sprach, sich sammelnd, weiter „Was nun Deine Heirath anbetrifft, so wünschte ich nicht, daß der Freier sie schon als entschieden ansähe; denn käme Dein Vater von der Messe und theilte unter den Geschenken, die er mitbringt, dem Syndicus etwa ein Körbchen zu, so möchte er es uns wohl entgelten lassen, daß wir die Zuthat besorgten. Deßhalb verschone mich mit seinen Besuchen, bis wir wissen, was er sich erholen werde. — Schon sein Name könnte Dich warnen! ein Gitterbrodt würde Dein tägliches sein, das Bisquit einer Gefangenen! und der goldene Käfig, der Dich Deiner Freiheit beraubte, würde Dir zeitig genug zu enge werden."

Marianne lächelte ein wenig boshaft, und sagte: „Der Name meines Vaters verneint es, daß solch eine Schlußfolge richtig wäre. Er heißt Einsiedel, und unser Haus ist nichts weniger als eine Eremitage. — Ich will es darauf wagen mit dem Gitterbrodt."

Madame Einsiedel empfand den Stich dieser Antwort,

der ihrer Gastfreundlichkeit galt, welche jedoch ihrem vorherrschenden Hange zum Stillleben keinen Abbruch that.

Nach acht Tagen, in denen Marianne mit der Mutter geschmollt hatte, brachte man den Vater todtkrank von der Messe heim. Er hatte die Geschäfte einem Fremden übertragen müssen und sich so sehr nach Hause gesehnt, daß er sich stark genug glaubte, die Reise aushalten zu können. Allein sie hatte die Krankheit verschlimmert und seine Kräfte erschöpft.

Madame Einsiedel kam Tag und Nacht nicht von dem Bette ihres Mannes, sie rang in flehender Angst um dies geliebte Leben zu Gott, und der Engel des Herrn stärkte sie, da der herbe Kelch ihr nicht vorüber gehen konnte.

Auch Marianne pflegte den Vater getreu, wenn auch mit festerer Hand und in minderen Qualen der Seele um die Gefahr, worin er schwebte.

Da der Arzt zu zweifeln schien, wollte Marianne vor dem Abscheiden des Vaters ihre Heirath in Richtigkeit bringen; so sagte sie ihm, daß der Syndicus Gitterbrodt ihrer begehre, und sie geneigt wäre, ihn zu nehmen, wenn der Vater ihr seinen Segen dazu nicht vorenthalte. Schon war es Abend vor dem Augen des Vaters geworden, sein Blick war nicht mehr klar, und die Freuden des Lebens, denen seine Tochter, als die Gattin dieses greisigen Schwächlings, würde entsagen müssen, erschienen ihm nunmehr im verblassenden Glanze des Todes. So sah er eins, und auch dies nur dämmernd, daß Marianne versorgt, und seine liebe Frau jeder Verlegenheit mit ihrer Stieftochter entnommen wäre. Er sagte, daß er ihr zwar seine Einwilligung nicht weigere, sie aber ermahne, sich wohl zu prüfen, da die Wahl sehr ungleich sei; worauf Marianne ihm nochmals

versicherte, sie hätte alles reiflich erwogen. Der schwache Vater gab denn zu, was er ohnedies nicht mehr hindern können, und überließ das Schicksal der Seinen Dem, der uns auch da führt, wo wir irren! Dann entschlummerte er sanft zu dem langen Schlafe, von dem wir zu einem helleren Tage erwachen. Seine Wittwe meinte ihrem Verluste zu erliegen. Sie schwankte vor Schwäche und Seelenschmerz, das Herz war ihr gebrochen und heilte nicht mehr, bis die Erde jene tiefgeschlagene Wunde kühlte.

Der Syndicus Gitterbrodt ging mit Mariannens Vater zu Grabe und nahm Leid ein. Man sagte nun, die Stiefmutter hätte in aller Eile diese Verbindung ins Werk gesetzt, um des Mädchens los zu werden, und der Vater wäre in halber Bewußtlosigkeit dahin gebracht worden, in den Vorschlag zu willigen, den er als ein vernünftiger Mann bei gesunden Tagen gewiß verworfen haben würde.

Es lag etwas Wahres in dieser Voraussetzung; denn nur, da er sich als einen Scheidenden fühlte, erkannte Einsiedel in der Geneigtheit seiner Tochter, diesen Mann zu ehelichen, eine Schickung des Himmels, und fügte sich darein. Ob das gemeine Urtheil der edeln Stiefmutter Unrecht that, wissen unsere Leser bereits.

Der Principal war schon seit einigen Jahren todt, und nun, da die Hand ruhte, welche nach dem Willen des Erblassers das Geschäft so treu als thätig fortgesetzt hatte, fiel alles an fremde Menschen und größtentheils aus einander. Madame Einsiedel zog sich zurück und widmete die trauernde Muße, die ihr jetzt übrigte, ihrem Sohne. Der Gram, ein finsterer Geselle einsamer Wittwentage, ward ihr ein sanfter Freund und geleitete sie an das Ziel.

Mariannens Hochzeit sollte nach Ablauf eines Vierteljahres

sein; eher hätte man es, der tiefen Trauer wegen, nicht für schicklich gehalten.

Das Erbe ihrer Mutter und ein Theil der besten Sachen war Marianne doch aus dem Concurs dem schmählichen Ende eines nur zu stolzen Anfangs — gerettet worden. Dies Erbtheil nun, ob auch durch einige verloren gegangene Capitalien etwas geschmolzen, ergab noch immer eine anständige Mitgift, wenn auch der selige Einsiedel sich in dem Anschlage derselben einst stark getäuscht hatte, und sein Calcül auf eine reiche Frau eben so falsch gewesen war, wie jede andere seiner damaligen Berechnungen. Vielleicht erwog der sterbende Vater diesen Vortheil seiner Tochter und den Umstand, daß sie einen wohlhabenden Mann heirathe, wie den Bedarf der Frau, die des Versorgers entbehren würde, und des heranwachsenden Sohnes, der die Kosten seiner Studien bestreiten müßte, da er Marianne in dem Testamente, welches er eine Stunde vor seinem Tode abfassen ließ, mit dem Pflichttheile seines Vermögens abfand, das er gemeinsam mit der treufleißigen Gattin sich später erworben. Daß er es sich völlig bewußt gethan, dürfte sich aus Folgendem ergeben. Als der Notar und die Zeugen sich entfernten, ließ er seine Frau hereinrufen. Sie beugte sich weinend über das Bett des Mannes, er aber sagte schwachathmend: „Ich habe für Dich und Paul gesorgt, nun kann ich ruhig sterben! Nur eine Schuld erschwert mir das Scheiden — die vermag ich nicht zu tilgen.“

Die Thränen der Frau standen; sie lauschte gespannt dem Geständnisse der bleichen Lippe. „Ich habe,“ fuhr der Sterbende in seiner Selbstanklage fort, „Marianne nie geliebt. Gott weiß es! ich konnte mir nicht helfen. Der Dämon ihrer Geburtsstunde hat sich ihres Herzens bemächtiget und wehrte dem meinigen die Liebe! Sie wird arm, ob auch in

der Fülle des Reichthums durch das Leben gehen! So war es, da sie zur Welt kam, so wird es bleiben. Um die Wiege prangte es golden, worin das Kind eines Bettlers, — denn dies war ich in jenem Augenblicke, und noch unglücklicher als ein solcher — lag, und mit seinem ersten leisen Schrei zu Gott aufschrie über den Vater, der es im Irrsinne seiner Thorheit wie spottend auf Seide gebettet hatte. — Dieser erborgte Glanz schnitt mir tief in die blutende Seele und höhnte mein vorwurfsvolles Gefühl. — Verlaß Marianne nicht ganz, gute Frau! und wäre es auch ein schlechter Dank, den sie Dir gäbe, der Lohn bleibt doch nicht aus!" —

Er empfing das mit tausend Thränen besiegelte Versprechen, und nahm es mit hinüber in die Ewigkeit. — Würde dieser Vater nun wohl im Stande gewesen sein, das Unrecht, welches mahnend vor ihn trat, da sein Geist sich zur Heimkehr rüstete, noch dadurch zu bekräftigen, daß er seine Tochter im Testamente zurücksetzte? Nein! er fühlte nur in jenen ernsten Augenblicken, wo jede irdische Täuschung aufhört, daß der Mangel an Liebe sich durch kein Geld aufwiegen lasse. So blieb denn jene obige Erwägung in Kraft, und Marianne auf das Pflichttheil beschränkt; sterbend wollte der Vater ihr ein besseres gönnen; er vermachte sie der liebenden Geduld, der treuen Gesinnung seiner Wittwe.

Aber Marianne fand, daß der letzte Wille ihres Vaters seinem ersten Gefühle gegen sie entsprochen hätte. Sie legte der unschuldigen Stiefmutter die Kränkung zur Last, womit sie sich verkürzt sah; sie warf einen Groll auf ihren Bruder, der ihr das Recht der Erbschaft geraubt hatte, Haß und Neid verdämmten ihr Herz gegen den milden Strom der Wehmuth, sie mied das Andenken ihres Vaters, und wenn ein Zug aus seinem Leben oder sein blasses Todesbild sie rührte, so sagte

sie zu sich selbst: „Mich aber hat er wie ein Stiefkind behandelt!“ —

Wenn Marianne auch den Syndicus weder achten noch lieben konnte, so gewährte ihr doch die demüthige Verliebtheit, womit er sich ihren Launen unterwarf, eine angenehme Befriedigung. Sie würde, dachte sie, unabhängig von verhaßten Banden, die Gebieterin ihres Eheherrn sein, und nach häuslicher Gewalt lüstete ihrem selbstsüchtigen Stolze.

Aber freilich gab es auch Augenblicke, wo sich die Braut des Bräutigams schämte. — Er kam alle Morgen, um sich zu erkundigen, wie sein süßes Kind geschlafen. Und verfehlte nie, ein zierliches Blumensträußchen mit zärtlichem Handkuß zu überreichen. Einstmals empfing Marianne ihn mit den Worten: „Es hat mir diese Nacht närrisches Zeug von Ihnen geträumt! Sie würden es nimmer errathen.“ Da war er außer sich vor Entzücken. „O mein holdes Engelchen,“ antwortete er, „Sie sind allzugütig! das wäre doch wahrlich meine Schuldigkeit gewesen!“ Hier lächelte die Mutter seit ihres Mannes Tode zum ersten Male.

Nur sechs Jahre überlebte Madame Einsiedel den beweinten Gatten; dann folgte sie ihm, nachdem sie ihren Sohn zu einem edeln, liebenswürdigen Jünglinge heranreifen gesehen, und sich an dem keimenden Genusse der reichen Saat, welche in sein Gemüth, in seine Kräfte gelegt war, mütterlich erfreuet hatte.

Marianne führte einen zufriedenen Ehestand, und verdankte ihrer Consequenz, daß sie sogar für eine glückliche Frau galt. Sie lebte gut und aus dem Vollen, kleidete sich fein und kostbar, und ging und fuhr mit ihrem Manne in Gesellschaft oder wo es sonst ein Vergnügen zu genießen gab. Seit sie ein paar Mal mit scharfem Verstande und beißender Empfind-

lichkeit Witzbolde von Fach abgefertiget hatte, war ihr Mann nicht mehr, wie sonst, der Gegenstand des Gespöttes. Man hatte Respect vor der jungen, hübschen Frau, die schnell in Harnisch gerieth, wenn ein Angriff auf ihren Gatten geschah, den man wohl eher für ihren Großvater gehalten hätte. Waren Damen bei ihr, so hatte sie so viele schöne Sachen zu zeigen, daß ein Seitenblick auf das greisenhafte Männlein, das in kindischer Eitelkeit seine Puppe damit ausputzte, den erregten Neid nicht immer versöhnte. —

Die träge Ruhe ihrer Lebensweise, nur unterbrochen durch Essen, Trinken und der Sorge dafür, das Phlegma der Gefühle, die kein Sturm der Leidenschaft aufregte, hatte die Gestalt Mariannens, gedeihlich von Art, in solch einer Ueberfülle entwickelt, daß die jugendliche Frau bei weitem älter schien als sie war, und ihr wohlgenährtes Aussehen dem Begriffe einer behaglichen Lage vollkommen entsprach. Kein Flecken, auch der kleinste nicht, haftete auf ihrer ehelichen Treue, nie war ein weibliches Wesen weniger coquett. Sie verachtete die Männer leise — ohne zu ahnen, daß ihr Gemahl es wäre, welcher unbewußt ihrer Meinung von seinem Geschlecht geschadet hätte — das Thun der Meisten widerte sie an, da ihr Geschmack an der Männlichkeit überhaupt nun einmal verdorben war. Nur ihres Gatten Schwäche und Einfalt erbarmte sie, und ihre Seltsamkeit gefiel sich darin, ihn zu übertragen. So war eine Reihe Jahre ohne irgend eine Störung dieses ruhigen Verhältnisses vorübergegangen. Jetzt sollte in der städtischen Verfassung eine neue Ordnung der Dinge eingeführt werden, die bisher gar vielen Schwierigkeiten unterlegen, welche noch nicht ganz beseitiget waren. Die feierliche Rede dabei, ein kritisches Werk! fiel auf den Syndicus Gitterbrodt und wie ein Centner auf sein Herz, da er

niemals ein Demosthenes gewesen, und seit seiner Verheirathung insbesondere mehr im Verstummen, als im Wortführen geübt war.

Der Syndicus kam, bleich wie ein Todter, nach Hause, er sank matt in einen Stuhl. Marianne erschrak, sie glaubte, er hätte einen Anfall vom Schlage. In weinerlicher Angst erzählte er seiner Frau die Ursache dieses verstörten Aussehens, und setzte in einer seltenen Erleuchtung seiner Gedanken hinzu: „Das ist ein hämischer Streich vom Bürgermeister! Sie wollen mich gern los sein, deßhalb bürden sie mir jetzt diese Ehre auf, die meiner Schwäche zu schwer ist.“

Marianne suchte ihn zu beruhigen. Die hochweisen Herren könnten sich dennoch geirrt haben — meinte sie, fest entschlossen, guten Rath zu schaffen, und käme er sie noch so theuer, daß ihr Mann die Rede halten könnte. Dabei überschlug sie doch die Summe, welche, wenn der Syndicus sich seines Amtes wie der versuchenden Pflicht begäbe, in dem jährlichen Einkommen fehl ginge, den Betrag der Pension, auf die er Anspruch machen dürfte, und wie der Etat des Haushalts dann zu verändern wäre. Zwischendurch fragte Marianne ihren Mann: „Aber auswendig lernen kannst Du doch noch? Du sagst ja das lange Gedicht von der Quaterne, den Schulmeister Bakel und den halben Blumauer ohne Anstoß her.“ Und der Gedanke, der ihn retten sollte aus dieser Noth, war ihr mit der Erinnerung an seine Memoria aufgegangen.

„Ach, mein Schatz!“ antwortete der Syndicus kleinlaut, „das Gedächtniß ist mir seit einiger Zeit schwach geworden! Am vorigen Sonntage kam ich aus dem Vater Unser in den Glauben, ohne daß ich es doch nur bald gemerkt hätte.“

Da seufzte seine Frau, und sagte: „Wenn Du mir nur die Hauptidee von dem Vortrage angeben könntest, der“ —

„Lieber Gott!“ unterbrach der Syndicus in dem kläglichsten Tone seine Frau, und sprach wie einst der Cammerrath Hippeldanz, „ich habe gar keine Idee, wie diese Rede zu halten wäre. — Die Angst davor bringt mich noch um!“

Mariannens Mitleid mit dieser Erbärmlichkeit und eigennütziges Interesse brachten sie zu einem raschen Entschlusse.

Paul hatte sich ganz kürzlich von der Universität aus, die er nun verlassen wollte, mit einem schriftlichen Auftrage an seine Halbschwester gewendet, der recht eigentlich für Marianne paßte; das wußte er noch, doch Niemand weiter in jener Stadt, dem er diese Angelegenheiten hätte vertrauen mögen.

Das ganze elterliche Vermögen Pauls arbeitete in jener Handlung, der sein Vater so lange vorgestanden; allein es arbeitete nicht, wie sonst, zu Gewinn und Segen, sondern vernachläßiget, wie gährender Wein, zum Verderben. — Die Wechsel waren schlecht bezahlt worden, dies und andere schlimme Zeichen noch hatten Mariannens Bruder für sein Eigenthum besorgt gemacht. Jetzt wollte er gern zweitausend Thaler gezahlt haben, um eine Reise nach Italien und Griechenland, die sein liebster Wunsch war, antreten zu können. Er hatte, da er seiner freien Neigung folgen durfte, Kunst und Alterthum zu seinem vorzüglichsten Studium gemacht und hoffte einst auf eine Professur. So schrieb er denn an seine Schwester und bat sie, ihn unter dem Siegel der Verschwiegenheit wissen zu lassen, wie es um jenes Haus stehe, und die Zahlung der genannten Summe zu vermitteln. Wenn er einst wiederkehre und sich als Privatdocent

anstellen lasse, müsse er Jahr für Jahr einen Abschlag auf das Capital erhalten.

Marianne war mit ihrem Plane fertig. Paul erhielt ein Gegenschreiben von ihr, worin sie ihm sagte, seine Frage eigene sich nur für eine mündliche Antwort, mit der sie ihm entgegenkommen werde, wenn er ihr Tag und Stunde seiner Rückkehr in die Vaterstadt angeben wollte. Sie bezeichnete den Ort und Gasthof, wo sie sich finden würden. Paul war höchlich überrascht von dieser günstigen Sinnesänderung seiner Schwester, sein Herz wallte, die Tochter seines Vaters wiederzusehen, er eilte fort.

Das helle Herbstwetter war plötzlich rauh und regnicht geworden, da er das Dorf erreichte, wo das Zusammentreffen mit Marianne Statt haben sollte. Sie war noch nicht da. Das Wirthshaus lag an der Straße, und man konnte den Wagen schon in großer Ferne erblicken. Paul bestellte, daß in dem Stübchen, das man ihm geöffnet, eiligst Feuer angemacht würde; er sorgte dafür, daß seine Schwester, wenn sie, durchschauert von der feuchtkalten Luft, käme, ein warmes Getränk fände. So trat er vor die kleinen Fenster und malte gedankenvoll hieroglyphische Schrift in den Anhauch der Scheiben. Da hielt unten eine Equipage. Paul begriff nicht, wie er sie nicht bemerkt hätte, er stürzte die Treppe hinab, und ob er sich auch von Jemand abseits gedrängt fühlte, riß er dennoch den Schlag auf, und sah eine verschleierte Dame das niedlichste Füßchen, als ob es zu jenem Wunderpantoffel passe, der für eine Probe der Schönheit galt, auf den Tritt des Wagens setzen. Es glitt ein wenig, und die Dame, vielleicht mehr der fremden Berührung wegen, als der Furcht vor dem Falle — hob hastig den Schleier auf. Paul trat bestürzt zurück, die Dame war

ihm völlig fremd und sehr häßlich. Der Jäger, welcher sich des Eingriffs in seine dienstliche Schuldigkeit nicht hatte erwehren können, sah den Jüngling von der Seite an, der schamroth über seine Voreiligkeit geworden war, und half der Dame über einige feuchte Stellen in das Haus. Die Wirthsleute, welche die angekommene Herrschaft für die Erwartete hielten, wiesen sie in das erwärmte Stübchen, welches Paul inne hatte, während dieser nun wirklich seine Schwester empfing. Er wollte die Fremde nicht aus dem Besitze treiben, in den ein Irrthum sie versetzt und nahm daneben fürlieb in dem Schlafgemache der Großmutter vom Hause, wo ein grünes Kachelöfchen schmälte um die Wette mit der Alten, welche auf die Verwirrung schalt und den benachtheiligten Gästen ihren Schmollwinkel einräumte.

Paul stand verduzt vor der kleinen, runden Frau, die den Bruder zuvorkommend umarmte, und in der er Marianne nicht wieder erkannt hätte. — Sie schauete, froh überrascht, an dem schlanken, hochgewachsenen Jünglinge empor; er maß ihren Umfang mit weiten Augen. Auf Pauls herzliche Frage, wie es ihr bisher ergangen sei, antwortete seine Schwester: „Gottlob! ich darf nicht klagen! mir geht nichts ab.“

„Das ist anschaulich,“ erwiederte der Bruder mit einem schalkhaften Lächeln, „Du siehst aus, wie die gesegnete Mahlzeit!“

Nach einer kleinen, gegenseitigen Einleitung kam man auf die fragliche Geldsache. „Du thust mir leid, Paul,“ sagte Marianne mit bedauernder Wichtigkeit, die ein Gefühl der Furcht anregen sollte, „daß meine Nachricht hierüber eine Hiobspost ist; es stehet schlecht mit Gottschalks“ (so hieß der Kaufmann, welcher Pauls Schuldner war).

„Das wäre hart für mich!“ versetzte der junge Einsiedel betroffen; doch lag noch ein leiser, hoffnungsvoller Zweifel in dem Tone dieser Antwort, wie in ihrer Stellung.

„Sie haben es danach gemacht, man darf sich nicht wundern“ setzte Marianne, ihre Aussage zu begründen, fort: „das war ein Aufwand! ein Großthun! dazu die jetzigen Conjuncturen, die einen Kaufmann auch bei guter Wirthschaft zu Grunde richten können — man spricht stark vom Concurs — dann bist Du um Dein hübsches Vermögen, und mein armes Pflichttheil dürfte zuletzt noch eher auf den dritten Erben kommen.“ Paul hörte an diesem Worte seiner Schwester, daß Marianne sich nicht geändert hätte. Die offene Thür seines Herzens schnappte zu.

„Und warst Du so gütig,“ fragte er mit nicht ganz verhehltem Mißmuth, „etwas für meinen Wunsch zu thun?“ —

„Es würde mir nichts geholfen haben,“ antwortete Marianne; „daß Gottschalk's aufhören zu zahlen, wird sehr bald öffentlich erklärt sein.“

Paul runzelte die Stirn. „Ich werde selbst mit Gottschalk sprechen!“ sagte er kurz gefaßt; „wenn er ein ehrlicher Mann ist, wofür ich ihn doch gehalten, so werde ich erfahren, woran ich bin.“

„Damit Du aber siehst,“ hob die Frau Schwester, ihrem Zwecke näher rückend, an, „daß ich nicht allein zur Wahrheit, sondern auch zur Hülfe bereit bin, findest Du mich erbötig, Dir die Summe, welche Du bedarfst, einstweilen aus meinen Mitteln vorzuschießen, und zwar ohne Zinsen, bis Du im Stande bist, mich mit Bequemlichkeit zu bezahlen. Dafür sollst Du mir nur einen ganz kleinen Gefallen thun.“

Paul sah seine Schwester gerührt an; das hatte er

nicht von ihr erwartet. „Sprich!“ sagte er in dankbarer Ungeduld, „ich will Dir freudig zu Diensten sein, was Du auch von mir verlangen möchtest.“

„Nun denn, so höre!“ begann Marianne, „wir bekommen eine neue Städteordnung; ob sie aber wirklich eine solche sein werde, muß sich erst durch die Erfolge zeigen. Es giebt jedoch viel Mißvergnügte in unserm Ort und eine Menge Parteien, wobei sich mit Klugheit und allseitiger Rücksicht zu benehmen, für einen Betheiligten sehr schwierig ist. Da hat man nun meinem Manne die Rede bei der feierlichen Einführung zugeschoben, und mit dieser Rede hat es etwas auf sich! Mein guter Mann, der nachgerade schwachsinnig und vergeßlich zu werden anfängt, bildet sich ein, es wäre ein Kunstgriff, ihn vom Amte zu bringen, weil er sein Unvermögen dazu wohl fühlen würde. Doch dieser boshafte Streich soll denen, die ihn uns zu spielen denken, nicht gelingen, so wollte ich Dich denn hiermit ersuchen, meinem Manne die Rede aufzusetzen, daß er sie nur auswendig lernen dürfte; doch bitte ich, mache es so kurz als möglich; denn sein Gedächtniß läßt nach.“

Paul erröthete mehr für diese Zumuthung, als vor der Verlegenheit, sie ablehnen zu müssen. „Es betrübt mich sehr,“ sagte er mit niedergeschlagenen Augen, „daß ich Dir hierin nicht zu Willen sein kann! Du siehst die Sache, nimm es mir nicht übel, liebe Schwester! wie eine Frau an — ich aber muß sie von einem andern Standpuncte aus beurtheilen. Es hieße die Stadt betrügen, in deren Mauern ich geboren ward, und den ersten Gebrauch meiner Fähigkeiten zu einer Lüge verwenden, wenn ich Deinen Wunsch erfüllen wollte. Ein öffentliches Amt in dieser Zeit fordert Geisteskräfte, nicht das Maschinenwerk eines Automaten.

Unmöglich könnte ich Begeisterung für eine gute Sache zu einem Zwecke der Täuschung verkaufen, und wären alle Schätze der Welt zum Preise dafür gesetzt! — Warum wolltest Du Deinem Manne, der ja schon ein Greis war, als ich noch ein Knabe, die Ruhe nicht gönnen, welche ihm so wohl thun würde? Es gereicht seinem Alter sicherlich zur Ehre, da zurückzutreten, wo er dem Vordrängen Anderer, wie der treibenden Zeit ohnedies bald weichen müßte."

In steigenden Graden der Wuth, die sie kaum verhielt, zitternd vor Zorn an allen Gliedern, hatte Marianne die Antwort ihres Bruders angehört. „Das hätte ich vorher wissen können!" entgegnete sie, „wenn mein Gedächtniß nicht auch schon schwach wäre, gutmüthig schwach, als daß es mich gewarnt hätte, etwas Gutes — nur die kleinste Gefälligkeit von Dir zu erwarten! — Ich Thörin! die ich des Sprichwortes vergaß: Was eine Nessel wird, brennt bei Zeiten! Glaube jedoch nicht, mein Brüderchen, daß Deine hochtönenden Phrasen mich irre leiten werden; wir wissen, wie die Glocken hängen, die meinem Manne bei lebendigem Leibe zu Grabe läuten möchten. Breite es nun aus, um was ich Dich gebeten, und was Du mir aus lauter Wahrheitsliebe abgeschlagen, auf daß Dir der Spaß vollkommen werde." —

„Schwester!" rief Paul empört, und eine zersprungene Saite im Lautenspiele des Herzens, worin die Harmonie der Liebe schläft, hallte in dem Tone dieses Wortes, womit er Marianne mahnen wollte, daß sie Kinder eines Vaters wären.

Aber hingerissen von leidenschaftlicher Bosheit, hörte sie nicht, was er sagte. „Deine kostbare Begeisterung," setzte sie hinzu, „bleibt also Dein und einem würdigen Falle

vorbehalten, wenn es nur nicht etwa der wäre, welcher dem Hochmuthe folgt, wie in der Bibel steht — und mein Geld, viel zu gering, als daß Du es beachten solltest, bleibt mein! wir aber sind geschiedene Leute." Damit riß sie hastig den Mantel um, dessen sie sich bereits entledigt hatte, rannte die kleine Stiege hinab, ohne daß Paul es zu hindern vermochte, und nach Art der zügellosen Hitze, welche den Anstand so weit überspringt, daß sie den Aerger austobt, gegen wen es auch wäre — schrie sie dem Kutscher zu: „Umgekehrt! ich habe mich geirrt, es war mein Bruder nicht! Ich fahre diesen Augenblick nach Hause."

Der Kutscher starrte die strenge Frau an, er glaubte, sie hätte den Verstand verloren; aber es half nichts, er mußte gehorchen.

Paul stand betäubt. „Dies also wäre mein Empfang auf heimischem Boden?" sagte er zu sich selbst in die ihn umgebende Stille, nachdem der böse Geist des Gezänks mit jähem Geräusch ausgefahren war; „kein Oelzweig grünt darauf für mich! Fort in die Vaterstadt! wo ich nun ganz ein Fremdling bin. Und wäre ich wirklich um das Erbe der Eltern gebracht; so will ich meine Stirn in den Staub ihrer Gräber beugen und mich in dem Vorsatze erheben, in meiner Armuth reich und immer redlich zu sein!" — Es rauschte daneben — Paul hatte laut gesprochen; er schämte sich seiner Zerstreuung und beeilte sich, den Gasthof zu verlassen."

In der Vorstadt begegnete ihm eine Bürgersfrau die einst lange bei seinen Eltern in Diensten gewesen. Sie erkannte den Liebling, wie sehr er sich auch verändert hatte, sie schrie freudig auf und beschwor den Sohn ihrer verehrten Brodherrschaft, bei ihr zu wohnen, da sie ein eigenes

Haus und Platz genug hätte, den liebsten Gast, der je über ihre Schwelle gehen könnte, zu beherbergen.

Paul nahm es an; die Hand dieser guten Frau, so frohgeschäftig für ihn, gab seinem verstimmten Gemüthe den reinen Klang wieder. Er sagte ihr bloß, daß er mit Marianne nicht im besten Vernehmen stände, worauf sie antwortete: „Geben Sie es nur in Zeiten auf, daß dies jemals der Fall sein werde; denn der Gärtner Stief zieht die Liebe schief! Und bei der Frau Syndicus Gitterbrodt ist sie vollends ganz verkrüppelt und verdorrt; von ihrem Herzen heißt es: wie es im Sommer dürre wird. Sela."

Am nächsten Morgen ging Paul zu Gottschalk's. Der Kaufmann verblich, als der Jüngling, der einer seiner Hauptgläubiger war, vor ihn trat und ihn bescheiden grüßte; denn die verstörte Miene des Mannes, die blasse Angst in seinen Zügen dauerten ihn sehr.

Als Paul seinen Wunsch, das Reisegeld, und zwar sobald als möglich, gezahlt zu erhalten, ihm als die Absicht seines Hierherkommens genannt hatte, trat ein Lächeln des Irrsinns auf Gottschalk's entfärbte Lippen, wovor der Jüngling erschrak. Ohne die mindeste Weigerung jedoch, mit einer Gewißheit, die in verzweiflungsvoller Kälte ihre Gewähr stellt, versprach er, daß verlangte Summe binnen vierzehn Tagen liegen solle, zu welcher Frist Paul auch bereitwillig war. Er hätte es sich und den armen Gottschalk gern ersparen mögen, ihn zu drängen, wenn er nicht selbst durch sein Vorhaben gedrängt gewesen wäre. Beklommen verließ er dies wankende Haus. Die Wartezeit ging schneller hin, als er gedacht hatte. Seine Schwester sah er nicht mehr, der Zufall schonte sein, daß er sie nirgends traf. Er hörte, daß ihr Mann krank wäre und seinen Abschied vom

Magistrate nähme. An seine Stelle rückte sogleich ein junger, talentvoller Mann, der mit fertiger Zunge, gleich einem feurigen Schwerte, den Knoten vielfach verschlungener Verhältnisse zerhieb, in denen sein feiger Vorgänger sich befangen sah.

Schon waren einige Tage über die bedungene Zeit verstrichen, und Paul kämpfte mit sich, was er thun sollte — da kam bei einbrechender Nacht Gottschalk hastig und geheim, und zählte mit unstäter Hand die Summe in Gold auf. Paul quittirte, und der Kaufmann fragte ihn, ob er nun abreisen werde. Die Frage klang, als ob Gottschalk dies wünschte.

„Ich habe," antwortete Paul, „mich eben heute zu einer Partie versprochen, von der wir frühestens erst übermorgen zurück sein können; dann aber hält mich hier nichts mehr auf." Doch Paul kehrte mit der kleinen Gesellschaft seiner Schulfreunde um einen Tag später wieder; es war tiefer Abend, da man sich trennte. Er durchschritt zu Fuße das Endchen Weges bis in den Winkel der Stadt, wo das Haus seiner Wirthin stand. Wie er so stille vor sich hineilte, schlug ein dumpfes Murmeln und Rauschen, wie von der Woge des Meeres, an sein Ohr. Er horchte, er bog um eine Ecke und sah in der Straße, worein das Inquisitions-Gebäude am Schlusse derselben einen langen, düstern Schatten warf, eine schmale Menschengasse sich bis an den Markt hinaufziehen.

„Was giebt es hier?" fragte Paul, indem er einen Bürger leicht auf die Schulter klopfte.

„Sie bringen den Kaufmann Gottschalk in den Stock," antwortete der Mann, „sie müssen ihn gleich bringen, denn das Volk wartet schon eine Stunde und länger. Man hat

es nur wollen finster werden lassen — wie man mit vornehmen Spitzbuben immer noch Umstände macht. — Die Frau liegt ohne Besinnung, da hat er gebeten, daß man ihn so lange bei ihr lassen möchte, bis sie zu sich käme."

„Allmächtiger Gott!" rief Paul, und Entsetzen durchdrang sein Herz, „was ist denn vorgefallen, daß man so hart mit ihm verfährt?"

„Eine saubere Geschichte, mein junger Herr!" versetzte der Bürger, „und ihm widerfährt nur sein Recht. Der Rentmeister der Gräfin Mimosa in Goldbrunn kommt vor ein paar Tagen in die Stadt, um dem Agenten der Gräfin zweitausend Thaler in Golde, den Ertrag des letzteren Wollmarkts, abzugeben; der Agent ist verreist, und der Rentmeister spricht einmal bei Gottschalk's vor, der ein guter Bekannter von ihm ist. Wie Gottschalk hört, was der Rentmeister gewollt, sucht er ihn unter einem glaubwürdigen Vorwande zu beschwatzen, daß er ihm das Geld daläßt. Wie nun aber der Rentmeister reitet, kommt ihm die Sache wie ein dummer Streich vor. Er hat nicht Ruhe noch Rast, und wartet die Woche, welche er ausbleiben würde, wie er gesagt, nicht ab; allein er kommt dennoch zu spät, denn bei Gottschalk's ist unterdessen versiegelt worden. Wie der Mann das sieht, schlägt er hin, und verfällt in das böse Wesen; er leidet zu Zeiten an Krämpfen. Er liegt noch krank daheim, und — — doch still! sie kommen!" — — —

Paul bebte, indem er dachte, dies wäre sein Gold gewesen! Mit dieser Zahlung, deren Summe Gottschalk nicht viel besser als räuberischer Weise an sich gebracht, hatte er die Forderung des Jünglings gedeckt, den Rentmeister unglücklich und sich selbst elend gemacht! —

Jetzt kam Gottschalk, der angesehene Kaufmann, daher,

begleitet von ein paar Polizei-Personen, welche in einiger Entfernung vor und neben ihm gingen. An seinem Arme schwankte ein junges Mädchen, Gottschalk's Tochter, Emmy, deren hellfarbiges Kleid durch das Dunkel des Abends und dieses Schicksals leuchtete! Kein Tuch, keine Hülle schützte die zarte Jungfrau vor der kalten Luft, als ob sie nur eiligst entflohen wäre, ihrem Vater auf diesem verhängnißschweren Gange das Geleit der kindlichen Treue zu geben. Sie schien nichts als ihr Unglück zu fühlen.

Langsam und lautlos bewegte der bange Zug sich vorwärts; der gaffende Pöbel, unter dem auch eine Menge Leute waren, die, den besseren Ständen zugehörend, sich einst Gottschalk's Freunde nannten, da es ihm noch wohl ging — folgte nach. Ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens sagt: „In dem Unglücke eines Menschen liegt stets etwas, das seinen Freunden nicht mißfällt.“ —

An der Thür des Inquisitionsgebäudes entstand ein Getümmel, das Mädchen war ohnmächtig geworden. Paul vermochte nicht, hindurch zu bringen; endlich schaffte er sich Bahn, und bat den Polizei-Beamten um die Erlaubniß, ein paar Worte mit Gottschalk reden zu dürfen; sie wurde ihm verweigert.

Die Gattin des Inquisitors, der hier wohnte, kam schleunigst herbei, das Mädchen vor dem Andrange der Neugierde und einer rohen Theilnahme zu retten. Ein paar Schergen hoben auf Befehl der rüstigen Frau die leblose Last auf ihre starken Arme und trugen sie hinein, wo sie an des Vaters Brust erwachte und das Mitleid ihrer pflegte. Die eiserne Pforte ward rasselnd geschlossen, und das Volk zerstreuete sich befriediget, einen Mann des Glückes erniedriget und den Schmerz der Reichen gesehen zu haben.

Paul tappte nach seinem Quartier; dieser Auftritt des Schreckens hatte eine gespenstische Blässe auf seinem Gesichte zurückgelassen. Er ging kämpfend mit sich selbst auf und nieder, seiner Müdigkeit nicht achtend.

Die Wirthin jammerte um den Verlust von Pauls Vermögen, den sauern Schweiß seines Vaters, sie rechnete die Plage und Mühe seiner Mutter her, deren Früchte für den Sohn nun verloren wären, indeß dieser jugendliche Gläubiger nur an die Noth seines Schuldners dachte.

Das rührende Bild der Tochter, die in todter Ruhe dem Vater in die Wohnung der Schmach gefolgt war, wich und wankte nicht aus seiner Seele, und selbst der späte Schlaf regte ihn auf in dem Bestreben, sie in das Leben zurückzurufen.

Sobald der Morgen tagte, mußte seine Wirthin ihm ein Cabriolet bestellen. Er kleidete sich sehr fein und sorgfältig, steckte die zweitausend Thaler zu sich und fuhr davon, ohne über das Ziel und den Zweck dieser kleinen Reise nur ein Wort geäußert zu haben. Gegen Abend wollte er wiederkommen. Er fuhr geraden Weges nach Goldbrunn zur Gräfin Mimosa. Als sich die entzückende Landschaft jener Gegend vor seinen Augen aufthat, da that sich ihm auch das Herz auf. Dort lagen die berühmten Gärten von Goldbrunn! dort blitzte das stolze Schloß im Strahle des Mittags durch die Wipfel majestätischer Bäume! — Eine schöne Statue des griechischen Chronos, sehr treffend als das Sinnbild der Zeit zur Sonnenuhr benutzt, in der Mitte einer großen, runden Rasenfläche vor dem Schlosse, streckte ihren Schatten über das hohe Gras, dessen verbleichendes Grün durch weiße Blumenkörbe unterbrochen ward, die abgeblühete Päonien umfaßten. Bei dem leisesten Säuseln der Luft träufelte ein goldner Blät-

terregen nieder — das herrliche Gut erschien wirklich als ein Born des Segens.

Paul, noch im Anschauen vertieft, traf auf den Haushofmeister, den er um die Gefälligkeit ersuchte, ihn bei der Herrschaft zu melden, als einen jungen Mann, welcher der Frau Gräfin eine wichtige Mittheilung zu machen hätte. Der bescheidene Ton des Jüngling, sein Anzug und Anstand bewogen den alten Diener, der Bitte zu willfahren, die er nicht jedem Fremden gewährt haben würde. Es dauerte nicht lange, so kam er zurück und winkte, daß Paul ihm folgen möchte. Er öffnete die Flügelthüren, hieß den Jüngling eintreten, zog sie dann sacht hinter sich zu, und blieb wie eine befohlene Dienstwache am äußersten Rande der inneren Schwelle stehen.

Die Gräfin saß am Schreibtische, worauf eine brennende Kerze stand, deren flackerndes Licht grell zu dem Sonnenscheine abstach, der, gemildert durch den dichten Faltenwurf der Vorhänge, auf dem Parquet spielte. Ihr linker Fuß sah ein wenig unter dem seidenen Gewande hervor und ruhete auf einer schöngestickten Rose. In dem peinlichen Harren dieser Minute irrte Pauls Blick auf dem blühenden Teppich umher; da berührte er jene Stelle, und sein Gesicht ward selbst zur Rose. Er kannte dieses Füßchen in demselben bräunlichen Schuh, worin er es zum ersten Male gesehen, gar wohl! Die Dame im Schleier war die Gräfin Mimosa gewesen, und war es noch! —

Ein Seufzer, den ihm die Erinnerung an jene bittere Scene entlockte, schlüpfte über seine Lippen. Die Gräfin hatte den leisen Hauch, der die ehrfurchtsvolle Stille des Zimmers unterbrach, dennoch gehört. Sie legte die Feder nieder und stand schnell von ihrem Sessel auf. Eine plastische Gestalt, voll Ebenmaß, Anmuth und Würde! Der Jüngling beugte

sich tief und erhob sich dann im Selbstgefühle seiner Absicht. Auf einen Wink der Gräfin entfernte der Haushofmeister sich, worauf sie also begann: „Wenn ich nicht irre, mein Herr, so sah ich Sie jüngst in einem ländlichen Gasthofe? Stehet der Vortrag, den Sie mir zu machen, in irgend einer Beziehung mit jenem Zusammentreffen?“

„Durchaus nicht, gnädigste Frau!“ antwortete Paul freimüthig, „ich habe erst gestern Rang und Namen der hohen Dame vernommen, welcher ich mich mit einer Fürbitte zu nahen kam; aber es war mir ein glückliches Zeichen, daß ich das Füßchen“ — sein Blick sank huldigend an den Boden hinab, — „vor dem ich sie niederlegen wollte, schon kannte! Unter tausenden würde ich dies kindliche Füßchen wieder erkennen, das wohl noch keinen Gebeugten oder Flehenden von sich gestoßen hat!“ —

Die Gräfin erröthete; ihr unschönes Gesicht verlieblichte sich, und jedes der tausend Pockengrübchen, die es entstellten, füllte reizvoll die Scham.

Noch nie seit Evas Zeiten hat es eine Frau gegeben, welche einem naiven Lobe im Ernste gezürnt hätte! Auch die weise Minerva nahm es übel, daß ihr der Schönheit Preis entging. Zudem sah der Jüngling treuherzig und nicht wie ein Schmeichler aus, und wie hoch er die Wahrheit achte, hatte die Gräfin Gelegenheit zu erfahren gehabt. — Allein weil vornehmer Stand und fraulicher Stolz ihren Rechten nicht gern etwas vergeben, und die Gräfin wohl fühlen mochte, wie leicht diesem kühnen Fremdlinge gegenüber dies möglich wäre, — so fragte sie in einem Tone, dessen gebietende Strenge ihn in die Grenzen scheuer Achtung zurückweisen sollte: „Wie heißen Sie? und was wünschen Sie von mir?“ Die Weiblichkeit mag es verantworten, daß diese Worte auf

dem kurzen Wege vom Herzen zum Munde zu einer Erkundigung des Wohlgefallens und der Güte wurden.

„Mein Name ist Paul Einsiedel!“ erwiederte er furchtlos, „zwar bin ich ein Eingeborener von B......, werde aber meine Vaterstadt bald, und vielleicht für immer, verlassen; nur eine Angelegenheit hält mich noch auf — ein Unglück, in das ich mich seltsam verwebt sehe. — Der Kaufmann Gottschalk“ — — —

Die Miene der Gräfin zürnte. „Ist ein Betrüger, der seinen Fall, doch nicht das Glück verdient hat, daß ein so offenes Gesicht, wie das Ihrige, mein Herr, sich für ihn verwende! Es thut mir leid, daß Sie Sich keiner besseren Sache angenommen,“ — unterbrach ihn die Gräfin erregt.

„Vielleicht ist sie doch nicht ganz so schlimm!“ antwortete Paul mit einem Lächeln der Großmuth, deren Gefühl ihn jetzt aufrecht hielt und seiner Tugend lohnte. „Wenn Ew. Gnaden mich anhören wollten“ —

Ein plötzliches Besinnen ging über das Gesicht der Gräfin und hellte es aus. „So reden Sie!“ sagte sie erwartend.

„Ich habe,“ nahm der Jüngling das Wort, „eine nicht unbeträchtliche Forderung an Gottschalk, wovon eine Abschlagzahlung zu erheben, die ich zum Behuf einer großen Reise bedarf, ich nach B...... gekommen war.“

Die Gräfin nickte, als wüßte sie dies schon.

„Weit entfernt, ihn zu drängen,“ fuhr Paul fort, „warte ich ruhig die Frist ab, welche er sich selbst zu dieser Zahlung gesetzt, und als er sie nun leistet, ahne ich nicht, aus welcher Quelle er die Möglichkeit schöpfte, mir zu genügen. Mit einer Empfindung, die zu schildern ich umsonst versuchen würde, sehe ich gestern Abend, da ich von einer kleinen Lust-

partie zurückkehre, den bedauernswürdigen Mann gefänglich einziehen; seine Tochter sank an dem Eingange des Inquisitions=Gebäudes zusammen, und wurde in tiefer Ohnmacht, starr und bleich, wie eine Leiche, dem Vater nachgetragen. So lange ich lebe, werde ich den Jammer dieser Scene nicht vergessen! Auf meine Frage erfahre ich, daß zweitausend Thaler, wahrscheinlich dieselben, welche er mir gezahlt und die ihm auf kurze Zeit zu überlassen er den Rentmeister Ew. Gnaden zu bewegen wußte — ihn dahin gebracht haben. Wahrscheinlich dachte er sich den Tag nicht so nahe, der sein Unglück öffentlich machen würde! Er hoffte im Labyrinthe seiner Verlegenheiten auf einen Ausweg, wo er ihnen entschlüpfen könnte; die nächste Minute, welche ihm eine Rettung bot, war ihm die einzige! — Ach, meine gnädigste Gräfin! die Selbstentfremdung, worin der Mensch den bösen Mächten anheimfällt, hat ihre Geheimnisse, und die That mag wohl oft nur ein dunkler Spiegel sein, in dem wir den Versucher doch nicht ihn selbst sehen! Den Willen, die Gesinnung kennt nur Gott allein!" —

Die Gräfin schien erschüttert; sie legte die Hand auf die vergoldete Lehne des Stuhls, und diese Hand zitterte. „Seit ich dies wußte," fuhr Paul fort, „kam mir die Summe in meinen Taschen wie eine verborgene Mitschuld vor, obschon ich sie nach dem Begriffe der Welt mit Recht besäße."

„Mir dünkt es anders, und das Gewissen nur ist mein Gesetz. Ich bin daher bereit, diese zweitausend Thaler zurück und meine Schuldforderung dem weitern Ermitteln dieser Concurssache anheimzustellen — wenn Gottschalk dafür frei sein soll! Er ist, wenn auch seiner Haft entlassen, dennoch gestraft und unglücklich genug! —

Die Augen der Gräfin glänzten in Thränen. Sie ath=

mete aus tiefer Brust, und sprach mit verhaltener Stimme: „Und diese Reise?“ —

„Diese Reise?“ erwiederte der Jüngling, und ihre Zauber gingen schnell seiner Seele vorüber und ließen einen verklärenden Abglanz auf seinen Zügen, der hinter einer Wolke der Wehmuth verschwand; „diese Reise,“ wiederholte er, „war mein liebster Wunsch, mein sehnsüchtigstes Streben — der Traum eines Traums! — Eine Stunde vor meiner Geburt träumte meiner Mutter, sie sähe auf dem Siegel eines Taufzeugnisses, was eine theure Todte mir geschrieben, einen kleinen Altar mit der Inschrift: Dem unbekannten Gott! Sie wissen“ — Blick und Geberde der Gräfin sprachen die bezeichnete Erinnerung aus, und Jener fuhr fort: „Deßhalb ward ich Paulus genannt. Es zog mich nach Griechenland, es war mein Tag- und Nachtgedanke, diesen geweiheten Boden einst zu betreten. Ich widmete mich dem Studium der Alten, die ich mit glühender Begeisterung liebte und ehrte. Nun wird freilich mein ganzer Lebensplan geändert werden müssen — aber wo ein Herz für Nothleidende athmet, da ist auch milder Himmel, und schöner als die älteste Antike ist der Anblick eines Geretteten, der ein neuer Mensch geworden; denn Freude und Barmherzigkeit stellen Gottes Ebenbild am ursprünglichsten her! — Paulus saß einst gefangen im Lande der Hellenen, und es war ihm hart ergangen; da lösete ein Wunder seine Bande, die Erde bebte, verschlossene Thüren und Herzen sprangen auf, und frei ging er aus dem Kerker. O! dürfte ich meinem gefangenen Schuldner thun, wie dem Apostel damals geschah, — ich wäre dann in Griechenland gewesen! — Und hier, meine gnädigste Gräfin, ist das Lösegeld!“ Er griff nach dem Golde.

Die Gräfin Mimosa legte ihre kleine Hand voll blitzender

Ringe auf die linke Seite des Jünglings, wo er seinen Schatz verborgen hielt, und sprach: „In diesem Herzen hat der unbekannte Gott seinen schönsten Altar! Lassen Sie Ihr Gold an seiner guten Stelle! Gottschalk soll ohne dasselbe eine andere erhalten. Sie haben mich sehr gerührt! — aber der geliebten Reise dürfen Sie nicht entsagen! und Ihr Wort bleibt mir zum Pfande, dies fordere, dies behalte ich mir, daß Sie bei Ihrer Heimkehr mir von Ihren Erfahrungen sagen wollen!"

Paul sank zu den Füßen der Gräfin und küßte ihr Gewand; ein warmer Tropfen rollte von ihrer Wange und salbte seinen Scheitel — die Weihe der Freundschaft und der Tugend, deren heiliges Leben über das Grab hinausreicht! —

Die Gräfin setzte sich an den Schreibtisch und schrieb mit beflügelter Hand einige Zeilen an das Stadtgericht von B......, dem sie Bürgschaft für Gottschalk leistete. Sie siegelte den Brief, und verlöschte dann die noch brennende Kerze. Nun sagte sie dem Jünglinge, sie wolle für Gottschalk sorgen, und ihm eine Zuflucht auf ihren Gütern gönnen, wo er seinen Proceß, entfernt von dem Schauplatze seines ehemaligen Glückes und mahnender Vorwürfe, die sichtbar vor seine Seele träten, in Ruhe abwarten könnte. Eine Beschäftigung für ihn, zur Uebung seiner Kräfte, würde sich finden lassen, und da die Tochter sich als ein gutes Kind gezeigt, wolle sie dieselbe unter ihren Schutz nehmen. So werde denn morgen ein Wagen nach B...... gehen, bestimmt, die Familie des Kaufmanns abzuholen; käme er aber leer zurück, so würde sie auf andere Weise ihr Herz, wohlthätiger Wallungen voll, in Hülfe und Segen ergießen über jenen brodlosen Vater und die Seinen. Jetzt läutete die

Tischglocke mit hellem Schalle. Die Gräfin ladete den Jüngling, der in entzücktem Danke verstummt war, zum Essen ein; doch er dankte, und wie der Seligen einer, die keines irdischen Genusses mehr bedürfen, sprach er: „Ich bin so satt! ich habe himmlische Freude gekostet, und der Becher einer reinen Wonne, stärkender als der Wein — schwebt schon vor meiner Lippe; die Seele dürstet mir danach!“ —

Die Gräfin reichte ihm lächelnd die Hand, er drückte sie an diese glühende Lippe, und der Kuß brannte lange in ihren Empfindungen.

Es war bereits spät, da Paul mit dem Gefangenwärter in das matterleuchtete Gemach trat, wo Gottschalk dem trügerischen Schimmer nachdachte, der ihn in diesen Abgrund von Elend geführt. Er starrte den Jüngling ungläubig an, der ihm die Freiheit verkündete und von besseren Tagen der Zukunft sprach. Da er aber endlich überzeugt, diesen schauerlichen Ort verließ, sagte er zu Paul: „So möge ein Engel Ihnen einst die Pforte der Seligkeit öffnen, hier und dort!“ —

Nach zwei Jahren kehrte Paul aus Italien und Griechenland zurück, und kam nach B......, wo er Nachrichten über das Ergehen seiner Schwester einzog, die unterdessen Wittwe geworden war und einen berühmten Arzt geheirathet hatte. Er ging versöhnlichen Sinnes, sie zu besuchen, wurde aber abgewiesen. Den alten Haß verschmerzend, trat er den Weg nach Goldbrunn an, wo er einen besseren Empfang erwarten durfte. Die Gräfin hieß ihn freudig willkommen. Sie sah leidend aus und hatte merklich abgenommen; doch schien ihre wohlwollende Gesinnung für Paul keinen Abbruch durch die Zeit ihrer Trennung erlitten zu haben. Mit einem Interesse, das nicht minder dem Erzäh-

ler, als seinen Erzählungen galt, lauschte sie der malerischen Reisebeschreibung, die Pauls warme Phantasie vor ihr entwarf.

„Und was wollen sie nun beginnen, junger Mann?“ fragte die Gräfin, sich von diesem Bilderstoffe abseits und zu dem unbeschriebenen Blatte künftiger Zeit wendend; „sich anstellen lassen bei einer Universität, und mit tausend Schwierigkeiten ringend, unter denen das heiße Herz verkühlt, ehe der Lehrstuhl Ihnen mit der Ehre auch das nährende Brod giebt, wovon der Mensch zwar nicht allein lebt, aber doch leben muß? — Ich wüßte ein Anderes! Bleiben Sie bei mir! als der Genosse meines Hauses und meiner Muße, als mein Vertrauter, Bibliothekar und Almosenier, als mein Geheimer Secretair, wenn das Kind denn einen Namen haben soll, der im Adreßkalender der Welt steht. Er ist zwar gering, dieser Titel, doch meine Freundschaft schlage ich höher an; und diese biete ich Ihnen mit meinem Leben voll Frieden und stiller Genüsse des Wohlthuns und der Wissenschaft! Es versteht sich, daß ein jährlicher Gehalt Sie unabhängig mache. — Zwar bin ich Wittwe und einsam — aber ein Blick in den Spiegel sagt mir, warum ich es wagen darf, Ihre blühende Gestalt in ein so näherndes Verhältniß zu mir zu setzen; der Pfeil der übeln Nachrede trifft nur die Blößen der Schönheit! diese narbenvolle Haut aber“ — (die Gräfin deutete auf das sanft erröthete Gesicht), „schützt mich und Sie vor Wunden, welche die Schmähung schlüge.“ —

Paul blieb in Goldbrunn; er hätte ja doch fortziehend den besten Theil des Herzens, das der Gräfin mit all seinen Kräften huldigte, dort lassen müssen! — Als sich ihm das Paradies dieses Aufenthaltes und die schöne Seele der Gräfin allmählich ganz öffnete, und er den Reichthum ihrer

Güte und ihrer Schätze kennen lernte, der ihm das schwelgerische Gefühl der Wohlthätigkeit, veredelte Freuden und Kunstgenuß mitten in einer arkadischen Natur gewährte; da empfand er erst sein Glück!

„Saturn regiert bei uns! wir leben wahrhaftig in seinem Zeitalter!“ sagte er einst, da er mit der Gräfin an einem milden Frühlingstage von einem Gange durch das Dorf zurückkam und bei der Sonnenuhr vorüberging. Die Fußtapfen der edeln Frau — um mit der Schrift zu reden — trieften von Segen, wenn sie einer Hütte naheten, worin die Armuth darbte oder der Kummer weinte!

Paul heirathete Gottschalk's Tochter, und seine Ehe war sanft und friedsam, wie das Gemüth der Gattin. Sie gebar ihm ein Töchterlein, und an der Wiege dieses Kindes stand er auf der höchsten Sprosse seiner Wünsche. Es war eine Stille, eine feiernde Tempelstille in seiner Seele, und jedes seiner Gefühle opferte dem höchsten Dank und bezahlte die Gelübde des Guten.

Wie gern er sich auch mit seiner Schwester hätte versöhnen mögen, sie vereitelte jeden Versuch. Auch sie war Mutter einer Tochter, und dann nach einigen Jahren abermals Wittwe geworden.

Wenn je die Freundschaft einen Sterblichen beglückte innig und dauernd, so war es Paul, dem sie die mängelvolle Erde zu einem Himmel schuf. Er liebte seine Frau als Gatte redlich und treu; aber nicht minder, wenn auch anders, liebte er die Gräfin! Der Zauber des Umgangs hatte sie ihm verwandelt. Er fühlte sich gekränkt, wenn sie mit lächelnder Ruhe sich häßlich nannte; ihm schien sie engelhaft! Und er bedauerte die Blinden, welche den Reiz dieses zarten Gemüthes, den leuchtenden Strahl ihres Gei-

stes nicht sähen. An seine Emmy band ihn das Herz, dessen Pulse in ihrem Kinde klopfte, und die liebenswerthe Frau hing mit dankbarer Leidenschaft an ihrem Manne, dem Retter ihres Vaters. —

So waren Jahre in Träumen der Wirklichkeit verflossen. Emmy starb, und mit ihrem Leben, das, ein bescheidenes Veilchen, nur im Schatten geduftet hatte, entsank die erste Blume dem häuslichen Kranze, der bald ganz aus einander fallen sollte.

Die Gräfin Mimosa hatte einst eine sehr geliebte Schwester verloren, deren Tod ihr eine unheilbare Wunde geschlagen. Nie berührte ein Wort der Gräfin jene blutende Stelle, welche in siebenfache Schleier der Verschwiegenheit gehüllt war, und dennoch schien die leiseste Erinnerung daran ihr schon wehe zu thun. Die Sage flüsterte, jene unvergessene Todte wäre in einem Badeorte verstorben, und man vermuthete, es sei der nämliche, wohin die Gräfin alljährlich und stets zu derselben Zeit reis'te, um dort einige Tage zuzubringen. Wie laut der Sprudel geselliger Freuden in jenem emporgekommenen Bade auch tosete, die Gräfin verhielt sich still daselbst; und wenn die schöne Welt dem Vergnügen nachjagte, so schlich sie, die dahin nicht gehörte, einem Grabhügel zu, der hinter einer Capelle bemoosete, wo ein kleiner Gottesacker für die Fremden war.

Die Zeit, wo die Gräfin diese Wallfahrt vorzunehmen pflegte, war jetzt wiederum gekommen. Sie befand sich seit einigen Tagen nicht ganz wohl, und Einsiedel, besorgt für die blasse Freundin, stellte ihr vor, diese Reise, welche doch nicht geradezu nothwendig wäre, so lange aufzuschieben, bis sie sich erholt haben würde. Aber die Gräfin, sonst die Gefälligkeit selbst, wenn es darauf ankam, einem Wunsche

ihres Günstlings zu genügen, beharrete auf ihrem Vorsatze, und Jener zürnte fast ob dieser eigensinnigen Ausnahme, und mit Recht; denn die Gräfin sah krank aus, und die Wettergläser waren tief gefallen.

Als die Gräfin, um Abschied zu nehmen, vor ihn trat, hielt er ihre Rechte fest und lange, wie wenn er diese treue, milde Hand nimmer lassen möchte! — sie aber sprach, indem ein seltsames Lächeln ihre bleichen Züge überflog: „Nun, wir scheiden doch als gute Freunde? Ich komme ja wieder, wunderlicher Mensch! wäre es möglich, Sie zittern? O Einsiedel! Sie sind wohl kränker als ich? Und käme ich nicht zurück, man kann die Fälle nicht wissen, — so hole ich Sie nach!" —

Der Himmel blieb umwölkt, wie die Seele des Freundes, ein schwüles Schweigen drückte in der Luft, wie in seiner Stimmung. An dem Abende vor der erwarteten Rückkehr der Gräfin weilt Einsiedel in ihrem Arbeitszimmer, das den schönsten Blick in die Ferne gewährte. Er sitzt am offenen Fenster, weit hinschauend, und der spielende West bläht die grüne Seide der Vorhänge, deren faltiger Hang ihn verbirgt, zu einem Segel der Hoffnung. Seine Gedanken gleiten auf dem Meere der Vergangenheit dahin, er überläßt sich ihnen in tiefem Sinnen. So merkt er es kaum, daß der Mond höher steigt und die Tapeten mit zitterndem Schimmer und silbernen Fäden überwebt, daß der Garten des Fußteppichs in seinem blassen Glanze blühe, und jede Blume in den schwebenden Strahlen hin und her wanke. Endlich erwacht er aus diesem Selbstvergessen, siehet um sich, und leise, leise! die Thür aufgehen. Die Gräfin tritt herein, ihr Gang ist wie der eines Schattens, ihre Wange weiß wie Schnee — und diese Wahrnehmung mä=

ßigt die erschrockene Freude des Freundes, der eine Ueberraschung träumt, und sich schweigend verhält, weil eine geheimnißvolle Gewalt ihm jeden Laut versagt. Sie gehet an dem Schreibtisch, der sich unhörbar öffnet, wühlt ängstlich in den geheimsten Fächern, als ob sie etwas suchte, doch kein Papier knittert und rauscht. — Jetzt ziehet sie ein starkes Briefpaquet hervor, den Schlüssel sacht ab, und schickt sich an, das Zimmer zu verlassen. Da reißt der lauschende Freund die Vorhänge auf, und ruft: „Theure Gräfin! wohin?“ Sie wendet sich um, und winkt! ein Seufzer durchsäuselt das Zimmer. Aber die Füße verweigern ihm den Dienst, seine Kniee zittern — er bewegt mit fliegenden Händen den Glockenzug, der längs dem Schreibtische niederhängt. Ein Bedienter eilt herbei. „Wann kam die Gräfin?“ fragt Einsiedel in bebender Hast.

„Welche Gräfin?“ fragte der Mensch, wie aus den Wolken gefallen.

„Welche Frage!“ parodirte Einsiedel den Bedienten mit Zähnklappen, „unsere gnädige Frau! Sie war diesen Augenblick hier.“

„Mein Herr und Heiland! antwortete der Mensch furchtsam, „das muß ihr Geist gewesen sein! es hat sich nichts geregt, noch gerührt im Schlosse; auch erwarten wir ja die gnädigste Herrschaft erst morgen.“

Da überläuft den Freund ein kaltes Grauen, der Frost rieselte ihm durch die Glieder und schüttelt hörbar sein Gebein. Der Bediente faßt ihn unter und führt ihn in den Flügel, worin Einsiedel mit seiner Tochter wohnt. Als Phöbe über den verstörten Anblick ihres Vaters erschreckt, sagt ihr der Bediente, wie er ihn gefunden, und daß derselbe wahrscheinlich zu lange im Zuge gesessen hätte. Der

Kranke wird zu Bette gebracht, er redet leise, aber irre — und die abgebrochenen Worte sind schauerlichen Inhalts; denn der Geheime-Secretair, seiner Pflicht bis zum Tode getreu, faßt Schriften für die Gräfin ab, die sie ihm dictirt; doch Niemand erfährt einen Zusammenhang, und der Arzt, nach dem alsbald gesendet worden, erklärt diesen Zustand für ein hitziges Fieber. Nach zweimal vierundzwanzig Stunden leuchtete der Mond einem Unglücksboten in das Schloß, der die Schreckenskunde von dem Tode der Gräfin brachte. Der ihr der liebste Freund gewesen, folgte ihr bald, und Phöbe, die arme Phöbe, ging einsam und verlassen durch ihres Jammers tiefe Nacht, in der nur Thau von Thränen auf die frischen Gräber ihrer Theuersten fiel! —

Da die muthmaßlichen Erben der Gräfin weit entfernt waren, so nahm die Behörde, unter deren Bereich diese Güter gehörten, den Nachlaß in gerichtlichen Gewahrsam. Die Dienerschaft wurde bis auf Weiteres entlassen, und nur der Haushofmeister, den man zur Aufsicht stellte, blieb. Eine pedantische Härte, die Ansicht eines hypochondrischen Geschäftsmannes, versagte der Waise des Schlosses das Gunstrecht, darin wohnen zu bleiben, bis das Testament der Gräfin, worin sie gewiß bedacht wäre, eröffnet würde. Der Hofgärtner, ein anständiger Mann, bot ihr sein Haus an, und Phöbe wußte keine bessere Zuflucht. Sie wandelte unter ihren Blumen, zwischen dem vertraulichen Geflüster der Bäume, die sie durch alle Sommer ihres Lebens grünen sah, sie durfte weinen, wo die Asche ihrer Eltern blühete, und an der Bildsäule des Chronos, des Gottes vergänglicher Stunden, die ihres Grames zählen! —

Unter den vielen Städtern, die das schöne Goldbrunn besuchten, war auch, vielleicht nicht zufällig — während die-

ser Zeit die Pupillenräthin Locke, deren dritter Verheirathung und einiger früheren Vorgänge wir später erwähnen wollen.

Der gehaßte Bruder schlief nun den tiefen Schlaf, aus dem kein Wort der Sühne mehr erweckt — zweimal hatte der Todesengel ihr Herz erschüttert; so war es offen für den rührenden Anblick der verwaiseten Nichte, deren Schutzfreund ein fremder Mann, ein schlichter Gärtner war. Die Räthin schämte sich doch ein wenig, da sie dies bedachte, und als sie nebenher erwog, wie nützlich ihr das Mädchen werden könne, — denn auch jedes ihrer besseren Gefühle hatte nun einmal einen Zusatz von Eigennutz, — so gab sie sich der ergriffenen Phöbe als Tante zu erkennen, und forderte das Mädchen auf, zu ihr zu ziehen. Phöbe hatte keine Wahl. Sie konnte, nach ihrem Ermessen, dem Hofgärtner und seiner Familie keine immerwährende Last aufbürden, ihrer Tante aber in der Wirthschaft zur Hand gehen. Nach einigen Wochen, die Räthin bestimmte selbst, wann ihre Nichte kommen sollte — verließ Phöbe mit unsäglichem Schmerze das Eden ihrer Kindheit und Jugend. Aber es versank nicht hinter ihr! denn keine Schuld trieb sie von dannen, und die Engel der Vorsehung leiteten sie den Weg des Glückes und führten das Dunkel vielfach verschlungener Pfade herrlich hinaus! —

Wir haben Phöbe ankommen gesehen und uns mit ihren neuen Verhältnissen bekannt gemacht; so wollen wir noch einen Blick in das Schicksal der Räthin zurückwerfen.

Es ist bereits erzählt worden, daß die zweite Ehe der Tante dem Segen nicht entging, an dem ihr nichts gelegen war, und welcher ihr von allen Gaben Gottes die entbehrlichste däuchte. Der heilige Trieb der Natur zwang sie

zwar ihr Kind zu lieben und zu pflegen; aber sie that es mit Unmuth; jede Arbeit, und Kinder erhalten die Thätigkeit in Athem, und ein einziges Kind beschäftiget am meisten — war ihr lästig, jede Sorge regte eine Klage um den Verlust ihrer Ruhe auf, wie sie die träge Gewohnheit eines Lebens ohne Liebe nannte. —

Die kleine Agnes war ein engelhaftes Kind und des Vaters Tochter; seufzend bemerkte die Mutter die Verjüngung seiner Neigungen in dem zarten Sprößlinge. Das Kind gab mit Lust und vollen Händchen, es lächelte, wenn es die liebste Süßigkeit, schon benetzt von der lüsternen Lippe, dem Munde entzog, und auf eine prüfende Bitte hinreichte. Als einstmals Agnes, drei Jahre alt, ihre Sparbüchse in Abwesenheit der Mutter leerte und an Arme vertheilte, bekam sie die ersten Schläge, und die Räthin weinte vor Verdruß.

Agnes Vater starb frühzeitig, wie wir bereits erzählt — bedauert und beweint, nur nicht von seiner Wittwe. — Diese nahm einer großen Schuldforderung wegen, das schöne Haus an, worin der Pupillenrath Locke mit seinem Sohne wohnte. Der Pupillenrath war ein Kinderfreund, er gewann die kleine Agnes ausnehmend lieb, die Mutter fühlte sich von dieser Güte geschmeichelt, und das Töchterchen vermittelte in aller Unschuld die dritte Heirath derselben. Wie fest sich auch die Räthin vorgenommen hatte, sich von keiner Schwäche des Herzens, wie bei ihrer zweiten Wahl, mehr einfangen zu lassen, was sie nur als eine mittelbare Folge ansah, daß ihre starke Gesundheit einmal gewankt hätte, — so verrieth sie doch die mütterliche Eitelkeit an einen Entschluß, gegen den sie sich gesichert hielt, denn wie viele Seiten hat das Herz, wo es gefaßt werden mag, wenn

die Vorsehung den stolzen Traum seiner Feste zerstören will, daß es sich an eine höhere Macht ergeben muß! —

Der Pupillenrath war der liebreichste Vater sowohl seinem Sohne, als auch der Tochter seiner Frau, die wie leibliche Geschwister mit einander umgingen. Agnes hätte für den Stiefvater ihr Leben gelassen, und jeden Schmerz, auch den bittersten, mit ihrem Bruder getheilt. Gegen die Mutter lehnte sie sich auf und beherrschte ihren starren Willen, wie sanft und schmiegsam Agnes kindliches Gemüth, wie unbeugsam der Mutter Eigensinn auch sonst war. Sie duldete nicht, daß der geliebte Vater nur mit einem Worte beleidiget, daß Alexis angefeindet würde, sie war der gute Engel des Hauses; doch der Pupillenrath erkannte sie auch dafür. Er trug sie im Herzen wie auf den Händen; er hätte ihr um alles in der Welt nichts abschlagen können. Jedes bessere Bischen darbte sein Mund, um es Agnes zu reichen, das Auge des Karpfen, wenn es auf sein Theil traf, ging in der Gesellschaft von Hand zu Hand, bis es an seinen Augapfel kam.

Doch diese väterliche Gesinnung fand bei seiner Gattin keine Gegenseitigkeit. Sie gönnte dem Alexis kaum die Luft und keinen freundlichen Blick; sie ärgerte sich an dem frohen Muthe, an den unschuldigen Streichen des Knaben, an der Nachsicht des Vaters, an Agnes liebender Entschuldigung seiner Jugendfehler. Sie sah sich gezwungen, des Mädchens zu schonen, das jede Kränkung des Bruders doppelt litt, und jede Rüge, die ihn treffen sollte, als einen Tadel für sich selbst empfand. Sie haßte ihn dieser Rücksicht wegen, nur um so mehr, besonders seit sie erfahren, daß Alexis ein natürlicher Sohn ihres Mannes wäre. Sie forschte, sie verglich die Nachweisungen, und was sich ergab,

ließ die Rechtmäßigkeit ihres Stiefsohns in zweifelhaftem Dunkel. Auch verstand der Pupillenrath die schroffe Kunst, sich gegen Fragen unzugänglich zu machen, die er nicht beantworten wollte.

Alexis kam auf die Universität und dann wieder zurück in das elterliche Haus, um unter den Augen seines Vaters zu arbeiten. Das liebevolle Verhältniß der Geschwister erneuerte sich, und man sprach schon hier und da, daß es zu einem noch zärtlicheren führen werde, welcher Voraussetzung die Mutter stets mit Heftigkeit widersprach. „Gott soll mich behüten,“ sagte die Räthin, wenn eine weitsichtige Freundin Agnes und Alexis in der Zukunft als ein Ehepaar erblickte, „daß ich dies jemals zugäbe! Die liberale Art, womit meines Mannes Sohn zu schalten und zu walten pflegt, wäre mir entsetzlich, müßte ich sie an meinem Eidam dulden. Gehet es nach meinem Willen; so bleibt Agnes ledig, dann hätte sie das beste Theil erwählt.“

Aber es ging nach Gottes Rath! Freund Hain, ein unabweislicher Freier, führte die holde Agnes heim. Wie ein Schmetterling, der die leichten Schwingen nur mit dem Staube von Blumen beladen, schwebte ihre Psyche in lichte Räume auf. —

Wenige Minuten vor ihrem Tode zog sie den Pupillenrath, der nicht von ihrem Bette wich, zu sich nieder, und flüsterte: „Versprich mir Eins noch, mein Vater!“

„Alles, mein Kind! alles was Du wünschest!“ antwortete dieser in Liebe und Schmerz.

„Daß Du Dich nie von der Mutter scheiden willst!“ forderte die sterbende Agnes. Der Pupillenrath versprach es ihr. Sie zog seine Hand an ihre Lippen, und ihr letzter Hauch erlosch in einem Seufzer des Dankes.

An der Leiche ihrer Tochter stand die Räthin stumm und starr; es dauerte lange, ehe Thränen ihre Brust erleichterten. Der gebrochene Trotz ihres Wesens hatte auch diese lindernden Quellen verschüttet. Sie rechtete mit der Vorsehung, die sich an dem einzigen Kinde vergriffen, sie grollte mit Gott. „Für wen habe ich nun erworben und gespart?“ fragte sie vorwurfsvoll das Verhängniß, welches die Antwort auf diese vermessene Frage ein Weilchen noch verschwieg. Agnes lag still und bleich und bedurfte nichts mehr auf Erden; ihr Lächeln schien im Tode, wie im Leben, aller eiteln Sorgen ihrer Mutter zu spotten.

Es war nun öde im Hause geworden, die bange Leere in dem Herzen der Mutter konnten alle ihre Schätze nicht ausfüllen; vielmehr ließ der Reichthum welcher sie umgab, die Räthin öfter empfinden, wie so arm an den besten Freuden sie wäre. Agnes blieb der Schutzgeist des Friedens fort und fort; ihren Manen brachte der betrübte Vater so manches Opfer tröstender Geduld, weihete der Bruder das Gedächtniß zärtlicher Achtung, welches der Mutter zu Gute kam, so oft sie, ungestüm und verbittert, einen Anfall von Zanksucht hatte.

Zwar hatte dieser traurige Todesfall die Räthin doch ein wenig milde gemacht und zu Betrachtungen geführt, die heilsam waren, es kamen Stunden, in denen sie an die Worte ihrer Mutter dachte, welche sich pünctlich erfüllt, ein Schauer der Furcht, daß es weiter noch geschehen könne, strich über ihre Nerven — und leise entstand der Wunsch in ihrer Seele, sich mit dem Bruder, oder eigentlich mit der Nemesis zu versöhnen; allein nach und nach gewannen jene Maximen, die sich nun einmal der Herrschaft über ihre Denkweise bemächtiget hatten, die unterdrückte Gewalt wieder.

Sie stellten gegen den herben Verlust der einzigen Tochter eine Sorglosigkeit zum Ersatze auf, welche die Räthin über alles schätzte, und so oft der Gram sie anfiel, schlug der Gedanke ihn zurück, wie vielen Kummer ihr Agnes in der Folge hätte bereiten können, wenn sie, wie es oft geschehen, sich ihren Wünschen, oder dem, was die Mutter ihr als Glück aufzwingen wollte, widersetzt hätte. So gönnte sie ihr und sich das bessere Theil, die Ruhe!

In dieser Zeit war es, als die Räthin einstmals, um das Grab ihrer Tochter mit den schönsten Blumen zu schmücken, auf die Gartenfuhre aus Goldbrunn wartete, um die Vorhand zur Auswahl zu haben. Sogleich nahm sie einen Rosenstock in Beschlag, der in verspäteter Pracht blühete und in der Fülle seiner Knospen noch eine reiche Nachkommenschaft versprach. Der geforderte Preis dafür war etwas hoch, und die Räthin wollte abdingen; allein der Gärtnerbursche sagte: „Nein, Madame, dieser Rosenstock ist jetzt eine Seltenheit, und muß bezahlt werden. Wir hätten ihn uns selbst behalten mögen auf ein frisches Grab, das gewiß jedem treuen Herzen in Goldbrunn einen tüchtigen Riß gegeben. Unser Herr Geheime-Secretair Einsiedel ist nun auch todt!“ —

Seine Schwester erblaßte; ein jäher Stich verwundete ihr Gewissen. „Ist auch todt?“ fragte sie wie ungläubig, sie wußte aus eigenem Gefühl, was dieses Wörtleins einzige Silbe sage.

„Ja,“ antwortete der junge Gärtner gleichmüthig, „er hat sich wahrscheinlich das Absterben der gnädigsten Gräfin zu Gemüthe gezogen, und — die Leute reden wunderlich — sie hätte ihn nachgeholt.“ —

„Und seine Tochter?“ fragte die Räthin noch immer

ohne Farbe; denn der Schrecken über diese Nachricht wirkte fort, und ein segnender Gedanke arbeitete sich durch die Härten ihrer Seele. „Das gute Kind!“ erwiederte der Bursche mitleidig, „es ist nun ganz verlassen und begießt unsern Garten mit Thränen. Es ist wohl schwer, Niemand zu haben auf der Welt und zu sein wie ein Rohr, das der Wind hin und her weht; aber Verwandte sind auch nicht immer eine Stütze. Und Gott versäumet Keinen!“

Die Räthin erröthete über den absichtslosen Vorwurf, sie erkundigte sich genau nach allen Umständen, und beschloß, selbst nach Goldbrunn zu fahren, um die unbekannte Nichte in Augenschein zu nehmen. Die Erfolge sind uns bekannt. Phöbe hatte sich nun bei ihrer Tante eingerichtet, so gut es ihr möglich gewesen. Zwar konnte sie ein tiefes Heimweh nach dem schöneren Vormals nicht besiegen; aber es verschmolz mit der heiligen Sehnsucht nach ihren Todten, mit dem Gefühle der ersten Liebe, die in seliger Wehmuth den Himmel sucht, von dem sie stammt. — Alexis Leidenschaft für seine schöne Verwandte glühete in den heißen Blicken, womit er ihrem stillen Wandel auf allen Spuren folgte. Aber Phöbe, so verschämt als klug, hielt sich ihm entfernt, weil die Augen der Tante sich verfinsterten, so oft Alexis die seinigen leuchtend öffnete, diese blühende Gestalt anzustrahlen; aber nichtsdestoweniger entging ihr nicht der kleinste von den tausend Beweisen seiner innigen Zuneigung. Sie wußte sich geliebt! sie war nicht mehr verlassen in der Welt — und wie gern verdankte sie den Schutz der Theilnahme dem Herzen des Jünglings, voll Kraft, Feuer und Edelmuth! Aber dennoch bebte sie vor dem Augenblicke, wo Alexis ihr sagen würde, was er für sie empfände; sie

verstand ihn ohne Worte, und dies stille Glück hätte ihr genügt. —

Denn wie weit war Alexis noch von jenem Ziele entfernt, das ihm gestattet hätte, ihr seine Wünsche auf ihren Besitz auszusprechen! Ihre Hand war arm und abhängig vom Dienste der Pflicht, die Tante hätte der zwecklosen Liebelei gezürnt und Alexis verbannt, und um die einzige Freude der liebenden Phöbe war es geschehen. Sie dachte jetzt zuweilen daran, daß der schnelle Tod der Gräfin für sie ein Unglück gewesen, dessen Folgen sie lebenslang empfinden würde — der Vater war, hinweggerafft aus ihren Armen, der Sorge für sein Kind und seine Zukunft überhoben worden. —

Jener Gram, der nichts auf Erden mehr achtet gegen die Größe des Verlustes, der mit dem Liebsten, was man besaß, auch den Werth aller Güter des Lebens einschließt in das Grab, und die Welt arm und unvermögend erscheinen läßt, das kleinste Glück noch zu gewähren — war allmählich in jugendliche Träume übergegangen, welche den Reiz der Hoffnung und die Gluth des schönsten Gefühls über Phöbe's verdüstertes Gemüth ergossen. Die Welt trat zurück in ihre Rechte, und Phöbe fand wünschenswerth, was früher ihr gleichgültig gewesen. Ihre Gedanken beschäftigten sich oft vergleichungsweise mit ihren vormaligen Verhältnissen, der grelle Wechsel ihrer Lage kam ihr wie ein Wunder vor, und der Geist des Vaters flüsterte in ihre Seele: „Hast Du nicht des Wunderbaren Wunderausgang oft gesehen?“ — — — — Dann harrte Phöbe in Geduld wie alles kommen würde, und wer da still bleibt und hofft,, dem hilft die Zeit!

Und wie bald half sie Dir, trauernde Phöbe! — Ein

Bayerische Staatsbibliothek München

großes Jubelfest des ältesten Patriciers der Stadt sollte mit einem glänzenden Gastmahle gefeiert werden, wozu jedoch nur ältere Personen geladen waren. Die Räthin, nicht gleichgültig gegen äußere Ehren, fand keinen Grund zur Entschuldigung weder in sich selbst noch in den Umständen, davon wegzubleiben, und nur ein Bedenken, daß Phöbe und Alexis dann einen ganzen halben Tag, der in seiner finstern Kürze nur um so gefährlicher wäre, allein sein würden. Sie stiftete ihren Mann an, daß er seinem Sohne einen entfernenden Auftrag gäbe, und glaubte sich nun beruhigen zu können. Die gute Räthin! wir zweifeln, daß sie die Liebe kannte!

Als der Staatswagen mit Phaetons Gespann im Bilde vom Hause rollte, deckte Phöbe das Tischchen zu Zweien, und zwar in ihrem kleinen Stübchen, auf die Bitte Leonorens, welche in Abwesenheit der Herrschaft die Wohnzimmer einmal gründlich aufräumen wollte, wozu es ihr an den späten Wintermorgen an Zeit gebrach. Ein Gefühl ehelicher Abgeschlossenheit von fremden Zeugen beschlich in diesem engen Raume Phöbe's Busen. Sie konnte der verrätherischen Phantasie nicht wehren, daß ihr Alexis im Gegenüber dieser schmalen Tischbreite als künftiger Gemahl erschien. Die traute Fürsorge, das häusliche Walten für einen geliebten Mann, genußreicher als alle Freuden der Welt! bewegte ihr Gemüth in süßer Ahnung. Aber Alexis ließ auf sich warten, und immer stärker schlug ihr Herz vor diesen Stunden. Endlich trat er ein, sein Angesicht glühete; er hatte brav gearbeitet, und ein Geschäft mit eisernem Fleiße bezwungen, das berechnet war, ihm die Gunst der Gelegenheit zu rauben. Die reizendste Muße lächelte ihm nunmehr Lohn. Sein ganzes Wesen war noch in Aufre-

Bayerische Staatsbibliothek München

gung, und Phöbe's einsame Nähe nicht geeignet, den flüchtigen Schlag des Blutes in langsameren Tact zu versetzen. Leonore trug alsbald die Suppe auf, welche Phöbe mit wankender Hand vorlegte — und Alexis holte ein Fläschchen Thränen Christi herbei, das, wie er sagte, der Vater zu einem Freudenweine für die holde Haushüterin und seinen Stellvertreter bestimmt hätte.

Sobald Leonore den trägen Fuß zur Küche gewendet, reichte Alexis die Hand, woran Amor zielte, Phöben zu, und sprach: „O theure Phöbe! welch ein Göttermahl!" Ein überzeugendes Gefühl schauerte aus den Fingerspitzen der gedrückten Hand tief in das Innere des Mädchens hinab. Lächelnd antwortete Phöbe: „Es dürfte karg genug ausfallen, armer Vetter! Wir haben Fasttag — da sehen Sie!" ein Gericht Fische ward aufgesetzt.

„Mein Leibgericht!" entgegnete Alexis schwelgerisch vergnügt, „ich bin überhaupt kein wähliger Esser und werde einmal meiner künftigen Frau den Küchenzettel zu keinem kopfzerbrechenden Studium machen."

„Die Tante ist anderer Meinung" — versetzte Phöbe mit schelmischer Miene auf dieses Selbstlob.

„Ich esse wenig," sprach Alexis, „deßhalb schwärzte sie mich an, und der Appetit mangelt mir nur, weil das Gerichtlein Gerngesehn zur Vorkost auf ihrem Tische fehlt, wovon man sich nie satt ißt. — Aber ich denke, daran würde mich ein holdes Weib nicht darben lassen! Was meinen Sie, liebe, süße Phöbe?"

„Gewiß nicht!" antwortete Phöbe leise, und beugte das rosige Gesicht auf die Schüssel, um die Leber vom Hechte auf einen kleinen Teller zu legen, den sie Alexis reichte. „Nun denn," sagte er in fröhlicher Laune, indem er ein

Stückchen von der Leber zum Munde führte, „so will ich mich denn für den schuldigen Reim begeistern. Die Leber ist vom Hecht und nicht vom Crocodill; wär' ich heut Josua, die Sonne stände still!“ — Er reichte den Teller zurück.

„Das wäre schön!“ sagte Phöbe, absichtlich des Reimes Sinn flach fassend, „denn nur zu bald wird uns ihr winterlicher Strahl enteilt sein! Allein mit einem Verse, den ich machen sollte, verschonen Sie mich, lieber Alexis! es fließt keine poetische Ader in mir!“

„Doch! doch!“ antwortete Alexis, „Ihr Sein und Wesen, Phöbe, ist Poesie! wie die Rose der schönste Gedanke der Natur, unbewußt athmet sie Begeisterung aus — Odem des Himmels!“

Die Gluth, womit Alexis sprach — und noch hatte kein Tropfen Wein seine Zunge benetzt — schlug Flammen an Phöbe's Herz.

„O still, Vetter!“ bat sie weich und bedrängt, „wir wollen von etwas Anderem reden.“

„Ich weiß nichts Anderes“ — antwortete Alexis mit lächelnder Entschlossenheit, das Glück dieser Minuten festzuhalten. Er führte das volle Glas zum Munde: „Auf Ihr Wohl, theure Phöbe!“ und langsam, mit genießendem Bedacht, leerte er es. Auch Phöbe ließ ein paar dieser purpurnen Tropfen über ihre süße Lippe gleiten.

„Ein göttlicher Schmerz!“ sprach Alexis, „die Freudenthräne des Menschen ist nur kaltes Wasser dagegen.“

„Und doch muß es Wollust sein, sie zu weinen!“ erwiederte Phöbe, und dieser Gedanke benetzte ihr Auge schon jetzt, während der heiße, bittere Strom, den es vergossen, in der Tiefe ihrer Erinnerung aufwallte.

„Phöbe!" sprach der Jüngling mit leidenschaftlichem Tone, „Gott weiß es! Sie kommen mir wie eine verbannte Muse vor! Welch eine ärmliche Umgebung! Ich schäme mich in die Seele meiner Stiefmutter. Diese ist die personificirte Prosa! Sie wäre im Stande den Grazien Friesröcke gegen die Kälte machen zu lassen. Haben und halten! diese beiden Wörter füllen den ganzen Kreis ihrer Begriffe aus. Voll finsterer Vorurtheile, verbreitet sie ein dunkles Unbehagen um sich her, was unser Leben düster macht. Ein häusliches Nachtlicht wäre gut gewesen, es nützlich und wachsam zu erhellen; doch die himmlische Leuchte gehe in Frieden den stillen Sphärengang, und ihr reiner Strahl winke zu seligen Höhen!"

Phöbe erröthete, der kleine Mond ward sichtbar — und ihr sanfter Blick dankte diesem Gleichnisse. Sie entgegnete: „Die Tante ist meine Beschützerin, und mir ziemt die Pflicht, ihre Eigenheiten zu ertragen."

„Dies wird mir entsetzlich schwer!" erwiederte Alexis mit sanguinischer Aufrichtigkeit, indem er die Flasche abermals öffnete; „und Ihnen, Holde! sei es vertraut, ich bin ihr manchmal recht von Herzen — gram."

„Das ist aber unrecht, Vetter! doch gewiß nicht ernstlich gemeint," sagte Phöbe mit zurechtweisender Sanftmuth; „die Tante ist besser als ihr Schein, und wenn man bedenkt, daß sie nie eigentlich geliebt worden — von ihrer Geburt an, ja, da ich schließen darf, daß selbst die verstorbene Agnes ihrer Mutter nur den Tribut der Natur bezahlt, das freie Opfer kindlicher Hochachtung jedoch dem Vater allein gewidmet habe, so ist kaum mehr von ihr zu erwarten. — Wie herbe fließt das Blut der Rebe in dem Schatten des Nordens! doch voll Mildigkeit und Süße strömt

es Geist des Lebens und der Freude, da" — sie hob ihr Glas empor — „wo die südliche Sonne am Boden des Vesuvs sein wallendes Feuer zu flüssigem Rubin verklärt!"

„Es wird Ihnen leicht, mich zu überzeugen, meine theuerste Phöbe!" sagte der Jüngling entflammt. Er reichte dem Mädchen das gefüllte Glas zu, und sprach: „Nun, die Stiefmama soll leben! Jede Unbill sei vergeben!"

Phöbe klingte an, Alexis leerte sein Glas wieder, setzte es dann abseits, als wäre es nun genug — und fragte wie im Scherze der Unwissenheit: „Die Liebe macht also gut? — ein wenig Verbesserung thäte mir auch Noth!" — —

Das Lächeln, womit Phöbe ihn anzublicken wagte, ein redendes Lob! vertrat ihre Antwort. „Man sagt, sie könne auch verderben" — sprach sie nach einer Weile und seufzte.

„Dann wäre es die rechte nicht," versetzte Alexis, „ich würde mich einen Gott fühlen und meines Himmels werth, wenn — wenn — wenn" — verstummend schlug er die funkelnden Blicke empor — Phöbe war einen Augenblick aufgestanden, um etwas herbeizuholen — er erschrak vor dem schiefen, verzogenen Angesichte im Spiegel, dem sein Idol eben vorüberging, und welcher der Schönheit reine Form in den Zügen des Mädchens, wie in seinen eigenen lügenhaft entstellte. Entrüstet fuhr er auf, der Liebe flehendleiser Ton ging über in das Zürnen der Leidenschaft, seine Augen schleuderten Blitze nach dem unschuldigen Verleumder hin. Er sprach: „Nun, daß Ihre Tante, welche Sie, sanfte duldsame Taube, so eben warm vertheidigten, mit Liebe Niemand verdirbt, sieht man in diesem Spiegel! Er ist ein Sinnbild der Seele meiner Stiefmutter, worin auch das Ideale als Zerrbild erscheint. — Und diesen Spiegel gab sie Ihnen? den maledeieten Lügner des Hauses, der sonst nirgends ge-

litten wird, den sie so lange vor meiner strafenden Hand verborgen hielt, daß er nun das liebste Gebild der Natur verunstaltete und, treulos im Dienste der Wahrheit, ihr reizendes Zeugniß verfälsche? — Bei ihr, meiner Göttin! das dulde ich nicht!" Und ehe Phöbe es hindern konnte, schlug er mit der silbernen Schwere des Messers den Spiegel entzwei, daß er in Scherben brach.

„Gott! was machen Sie da, Vetter?" rief Phöbe erschrocken und zitternd, und wie vorwurfsvoll dieser Ausruf auch klang, Alexis gewaltthätiger Eifer für den reinen Strahl ihrer Schönheit, den weder Todtes noch Lebendes ungeahndet trüben oder brechen dürfte — ward doch als eine kühne Schmeichelei von ihrem weiblichen Herzen, und also dankbar — empfunden. Alexis schlang den Arm um ihren weichen Leib und sprach: „Hierher, in mein Auge siehe nun, Du banges, bebendes Wesen, willst Du Dein Engelsbild wahrhaft erblicken und treu!" —

Phöbe leistete dieser anziehenden Gewalt nur den schwachen Widerstand befangener Gefühle; wie lange hatte Phöbe einer liebenden Brust, das Plätzchen der Heimath, entbehrt! Und von dieser, welche so heiß und heftig für sie pochte und in lebenswarmer Elasticität Ruhe für der Sehnsucht rege Wünsche versprach, sollte sie sich wenden? — Aber Phöbe versuchte es dennoch und strebte sich ihm zu entwinden. „Phöbe!" sagte der Jüngling mit trauriger Stimme, „so bist Du mir nicht gut? Und mein Ungestüm hat Dich vielleicht beleidiget! — Ich liebe Dich über alles in der Welt! Gönne mir einen verzeihenden Blick für dies Geständniß! — laß mich Dein Auge sehen!"

Dieses Auge stand voll Thränen — Freudenthränen! Sie tröpfelten sacht über die Wange, welche das We-

hen dieses Augenblicks, ein Hauch aus Eden, in der Unschuld heiligem Blaß entfärbt hatte. Jetzt, in diesem Arme, der schützend sie umfaßte, sah sie erst in die Oede ihrer Verlassenheit; aber der einzige Freund, den sie gefunden, er hielt sie fest, und eine innere Stimme sagte ihr, ihm dürfe sie vertrauen! Er legte seine Finger unter ihr Kinn, zart und fein anzufühlen, wie das Blatt der Rose — und hob ihr das gesenkte Haupt empor. „Phöbe, Du weinst?“ fragte er in Tönen der Liebe und Selbstanklage; sie lächelte zu ihm auf — er beugte sich nieder — und ihre Lippen, ihre Seelen vermählte der erste Kuß. —

Lange standen sie, alles vergessend, nur nicht sich selbst! Sie flüsterten das Glück der Gegenwart, Träume der Zukunft. Die Liebe wohnt über der Zeit und dem Raume! Für Phöbe und Alexis gab es kein Warten, keine Hindernisse mehr, sie waren am Ziele ihres Hoffens. Der feurige Wein ward matt, Alexis verschmähete ihn, seitdem er Nektar gekostet! Die kleine Tafel blieb gedeckt, denn Leonore hatte anders zu thun, als sich um dieses unterbrochene Tischfest zu bekümmern. Der bleiche Mond stieg, ehe es völlig dunkel ward, über die beschneieten Häuser empor und drängte seinen verschwiegenen Strahl in dies zärtliche Geheimniß, und vervielfältigte in den blitzenden Trümmern des Spiegels die Scene der Liebe.

Da ging die Thür auf, und der Pupillenrath trat ein. Gehüllt in des Stübchens dämmernde Schatten, blieb seine Miene, wie die Ursache seines Erscheinens ihnen vorerst zweifelhaft; aber um so erkennbarer vernahmen sie eine ungewöhnliche Bewegung im Tone seiner Stimme, da er zu Alexis sagte: „Mein Sohn! ich komme, Dich zu holen; folge mir sogleich!“

„Wohin, mein Vater?“ fragte Alexis bestürzt, doch bereit, indem er seine Hand ergriff, ohne Phöbe's Linke fahren zu lassen.

„Du wirst es sehen!“ antwortete der Pupillenrath in drängender Eile. „Vater!“ hob Alexis an, und zog das weigernde Mädchen näher, „Du bist so gut! bist mein vertrauter, bester Freund auf Erden, vor dem mein Herz stets offen war; auch könnte ich mich keines Glückes freuen, das Du nicht wüßtest oder billigtest. Sieh! ich liebe, die theure Phöbe hier, welche Dein väterlicher Blick beschämt — ich möchte sie einst mein nennen vor der Welt, wie seit einer Stunde vor dem Auge Gottes, segne uns, mein Vater! Vatersegen bauet Häuser — so lege Deine Hand auf unsern Bund und zugleich den Grundstein unseres künftigen Hauses, worin Friede und Verehrung für Dich wohnen soll!“

Der Pupillenrath antwortete gerührt: „Diese Stunde belohnt mich! Wie gern,“ wendete er sich zu Phöbe, „würde ich Dich, Du liebenswürdiges Kind! Tochter nennen; aber Alexis Schicksal stehet nicht mehr in meiner Gewalt. Frage nicht, mein Sohn! die Zeit drängt — bald löset sich Dir dies Räthsel. Du aber, meine gute Phöbe, lebe wohl und hoffe! Ich bin von ganzem Herzen für Dich und Eure Liebe, meine Kinder!“

Der Pupillenrath nahm Alexis mit sich fort, und Phöbe blieb zurück, kaum wissend, wie ihr geschehen.

Die Gräfin Mimosa hatte einst, wie auch ihre Schwester jene Stillbetrauerte, unter die Hofdamen der verwittweten Königin von *** gehört und ganz besondere Gnade vor

ihren Augen gefunden; dieser Vorzug ward jedoch beiden Schwestern, und zwar gleichmäßig zu Theil. Ein altes Geschlecht von makellosem Adel, erlosch mit diesen letzten Sprößlingen, welche aus dem Verfall des Glückes, unter dem es früher geblüht, und das in den Erschütterungen der Zeit gesunken war, nur den edeln Namen und den Trieb der Ehre gerettet hatten.

So wenig verschieden die äußere Lage dieser einmüthigen Geschwister nun auch schien, so war sie es dennoch sehr durch abweichende Richtungen der Gefühle, durch andere Ansichten und endlich durch eine Laune der Natur. Die Aeltere von Beiden, unsere Gräfin Mimosa, würde wahrscheinlich der entzückenden Schönheit ihrer Schwester nichts nachgegeben haben, wenn nicht die Blattern sie schon in zarter Knospe zerstört hätten. So war ihr nichts geblieben, als die hohe, junonische Gestalt und der unverwüstliche Reiz des winzigen Füßchens, was wir schon kennen. — Ob auch die Zeit jene tiefen Pockengruben ein wenig verflachte, so bildete doch jede eine Kluft in Bezug auf die Ausgleichungen des Geschicks, welches leider! bei unserem Geschlecht so oft von einer glatten Haut abhängt, wäre es auch die Haut einer Schlange. —

Aurelie, die jüngste, sich der siegenden Gewalt ihrer Anmuth bewußt, kannte keinen Widerstand für ihre Wünsche; ganz Feuer, ganz Gefühl, wußte sie zu schmelzen, fast wie mit Zauber nahm sie ein und bemächtigte sich ihres Gegenstandes. Der Zwang der höfischen Etiquette war ihr verhaßt, die Langeweile, zu der sie den größten Theil verurtheilt war, ohne die innere Unruhe regbar machen zu dürfen, drückte sie fesselhaft, der gemessene Schlag einer Uhr verursachte ihr unbestimmte Pein, und eine innere Rast- und Ruhelo-

sigkeit, öfters bei Menschen von kurzer Lebensdauer zu finden, welche die Geschäfte der Erde in drängender Eile vollbringen, weil eine Ahnung sie instinctmäßig treibt, schnell damit fertig zu werden — beflügelte ihr ganzes Wesen. Antonie, die älteste, hatte nichts mit jener unbeglückenden Eigenschaft ihrer Schwester gemein, ja! unbeglückt dürfte man ein Dasein wohl nennen, was durch den Drang einer quälenden Flüchtigkeit sich selbst und seinen Freuden enteilt, noch ehe es die Zeit hinwegrafft. — Antonie handelte mit Bedacht; ihr Herz, eine fühlende Vernunft! schlug unter den reinsten Gesetzen, und war der Sitz tiefer Empfindung, ein warmer Quell der Liebe. Die Entstellung ihres Angesichts hatte ihre Seele verschönert, doch jede eitle Hoffnung auf den Besitz eines Mannes, den sie seiner Zuneigung verdankte, zerstört. Sie hielt sich im Vergleiche mit den Reizen ihrer Schwester, welche nicht der Neid, sondern die Geschwisterliebe überschätzte, für viel häßlicher, als sie wirklich war, und dies Bewußtsein legte den Ausdruck einer sanften Resignation in ihr Benehmen, und die Anspruchslosigkeit ihres Charakters, deren Wahrheit empfunden ward, machte sie anziehend, zuweilen selbst für die Bewunderer ihrer schönen Schwester.

Doch wenn ein der Welt absterbendes Gefühl diesen narbenvollen Busen auch in siebenfache Schleier hüllte, so schwellte Sehnsucht ihn doch; die Kunst eröffnete ihr ein weites Feld, und der Himmel seine ewigen Hallen.

Die Natur hatte beiden Schwestern ein ausgezeichnetes Talent für die Malerei gegeben. Sie zeichneten wunderschön, sie malten in Oel, nur die Wahl ihrer Stoffe war abweichend. — Dies eminente Talent gewährte der alten Königin Vergnügen, und stolz darauf, daß es sich in der Sonne

ihrer Gunst entfaltet hätte, beförderte sie es auf alle mögliche Weise.

Aurelie hauchte die ganze Gluth ihrer Gefühle auf die Leinewand. Sie faßte im kühnen Fluge der Begeisterung tragische Momente auf; die Stärke der Leidenschaft auszudrücken, ward sie nicht müde — selbst die Leidenschaft der Natur; denn Gewitter- und Sturmstücke geriethen ihr vortrefflich. —

Antoniens einfach hoher Geist hatte sich auf das Studium der Antike gewendet. Seelengröße zeichnete sie am liebsten, ihre Gemälde athmeten Ruhe, die Stille des Fleißes und seiner Vollendung. Man glaubte den Hain, in dessen Baumschlage sie Meisterin war, rauschen zu hören, bewegt vom Odem der Götter. — Diese Arbeiten wurden dann der Königin dargebracht, welche stets geneigt war, die von Antoniens Hand vorzuziehen. Sie wußte selbst nicht, was an Aureliens Gemälden auszusetzen wäre, aber sie empfand einen geheimen Tadel, etwas, das ihr den reinen Genuß des Beifalls störte. Als die Königin dies einst verlautbarte, erröthete Aurelie, doch verbarg sie die Kränkung hinter einem Lächeln, womit sie zu erwiedern wagte: „Der Donner, Ew. Majestät, der Donner wird es sein, der fehlt.“ —

Die Oberhofmeisterin, eine würdige Frau, und den beiden Schwestern mütterlich gesinnt, sah hierauf Aurelie mit einem großen Blicke an, und antwortete: „Mein Fräulein! der schlagende Effect wäre wohl da; nur dieser ewige Blitz des Verderbens thut dem Auge Ew. Majestät wehe, daß es die Schattenseite Ihrer Bilder sucht.“

Beide Schwestern, wiewohl aus verschiedenen Gründen, weigerten sich, ihre Arbeiten einer andern Kritik zu unterwerfen, als welche die Königin darüber aussprach, und Au-

relie wollte eher den Pinsel fallen lassen für immer, als daß sie noch einen Lehrer gewöhnlicher Art annähme; und da ließ die Königin doch lieber diesen Wunsch fallen.

Unter dem diplomatischen Corps in der Hauptstadt befand sich auch ein junger Edelmann als Gesandschafts-Attaché, der durch viele Vorzüge ausgezeichnet war. La Foë war sein Name, man nannte ihn im Scherze den chinesischen Gott, weil jenes Volk den Stifter seiner ältesten Religion, den es für einen Sohn des Regenbogens ausgiebt, unter diesen Namen verehrt. Sein Bild, das die Hände unter dem Gewande verborgen hält, ist ganz mit Strahlen umgeben, und diese Allegorie wurde auf La Foë angewendet, den seine vielseitigen Talente mit strahlendem Ruhm bedeckten, während er die schaffende Hand nur in verborgener Stille wirken ließ.

Der Zufall fügte es, daß die Königin einst ein Gemälde von La Foë sah, wovon sie entzückt war; der Gesandte freuete sich dieses günstigen Eindrucks, und verstärkte ihn noch durch das Lob, welches er diesem jungen Edelmanne gab. So rühmte er auch beiläufig an seinem Günstling eine überaus glückliche Methode das Geheimniß der Kunst, ohne Schulredenheit, welche erkältend auf die Begeisterung wirke, Andern mitzutheilen. — Die Königin gerieth auf den Einfall, La Foë würde ein geeigneter Lehrer für Aurelie sein, und sie faßte diese Meinung mit einem vertrauenden Vorurtheil für den jungen Mann. Der Gesandte sollte ihn senden, und Aureliens Eigensinn durch Ueberraschung besiegt werden. Aber Aurelie war gehorsam, sobald sie ihn, der ihr Meister werden sollte, gesehen! — Er kam an bestimmten Tagen, er gab ihr Unterricht, dies Verhältniß stand unter dem Schutze der Königin und war von

seinem Zwecke gleichsam geheiliget, so wagte Niemand, es mit einem Worte anzutasten. Ein Jahr war vorüber, Aurelie hatte unter dieser Zeit die Königin mit einigen sehr gelungenen Sachen beschenkt, an denen sie sich Freude und Triumph ersah.

Die Königin meinte nun, daß La Foë zu entbehren wäre, sie sandte ihm eine fürstliche Belohnung, doch Aurelie hatte ein großes Bild in der Idee, das sie noch unter seiner Leitung zu vollenden wünschte, und die Königin bewilligte es, obgleich schweigend. —

Um diese Zeit kam Graf Mimosa an den Hof, und stellte sich der königlichen Wittwe vor, der er früher schon bekannt gewesen. Er war ein ernster Mann von gehaltenem Wesen, ein Vierziger, allein noch unvermählt. Die Königin scherzte mit ihm darüber, sie machte ihm den Vorwurf der Wähligkeit und warf sich zu seiner Eheprocuratorin auf. Ein Augenblick der Verlegenheit, ein Wortspiel, wobei der Graf nichts dachte, als sich der Königinn artig zu erweisen, legte sein Schicksal in ihre Hände, und sie säumte nicht, darüber zu verfügen; denn der Graf war ein reicher Agnat, und auch Königinnen mischen sich gern in Heirathsangelegenheiten. Ihr erster Gedanke für ihn fiel auf Antonie, die trotz ihrer Jugend durch ihre ernste Denkart, durch die Würde ihres Betragens, ihr zur Gemahlin eines Mannes von vorgerückten Jahren sehr passend erschien; aber sie zweifelte, daß der Graf geneigt sein würde, die Wohlgetroffenheit dieser Wahl anzuerkennen; denn Männer reiferen Alters suchen, wenn sie sich nach einer Frau umsehen, der Schönheit frische Blüthe, während der Jüngling nicht selten an der Braut seines Herzens nur den Reiz der Seele liebt.

Die Königin wußte mit jener majestätischen Feinheit.

welche die Uebung lehrt, Wünsche oder Befehle durch leises Andeuten auszusprechen, den Grafen auf die beiden Schwestern unter ihren Hoffräulein aufmerksam zu machen, und Aurelie verfehlte eines sichtlichgefälligen Eindrucks nicht, wie sehr seit kurzer Zeit sich ihr Aeußeres auch verändert hatte. Ihre Bilder gewannen an Farbenschmelz, doch ihre Wange blaßte ab und welkte, die Züge ihres Pinsels beseelten sich, aber der Strahl ihres Auges erlosch, ihre Kunst näherte sich der Vollendung, doch ihre Natur schien an einen Wendepunct gekommen zu sein.

Antonie bemerkte es mit Kummer. Ach! sie hatte lange schon Sorge um die geliebte Schwester getragen, welche sie tief in ihre Brust verschloß. Sie kam sich wie die einzige Sehende in einer mit Blindheit geschlagenen Welt vor, und sie sah für Aurelie nur eine Gegenwart voll Angst, eine Zukunft voll Schmerzen der Entsagung; denn sie wußte längst, daß Aurelie mit aller Leidenschaftlichkeit ihres Herzens, welche die entsprechendste Gegenseitigkeit gefunden, den liebenswürdigen La Foë liebe. —

La Foë war arm, an eine Verbindung mit Aurelie, bei den Gesinnungen der Königin über diesen Punct, nicht zu denken, dabei stand jeden Tag zu erwarten, daß er im Geleit des Gesandten, welcher seinen Platz tauschte, sehr bald die Residenz und zwar auf immer verlassen würde. Als daher die Sage am Hofe herumflüsterte, Graf Mimosa hätte sein Auge auf die schöne Aurelie geworfen, glaubte Antonie, sich selbst damit tröstend und täuschend, diese Heirath könnte wohl ein Gewaltmittel werden, das wunde Herz ihrer Schwester zu heilen, und sie in der Veränderung wie in dem Glanze ihrer künftigen Lage den Traum der Unmöglichkeit vergessen zu lassen.

Aurelie allein merkte nichts von dem Verhängnisse, das sie so nahe bedrohete. Die Königin ward deutlich, und von einer Ohnmacht angewandelt, schwankte Aurelie in die Zimmer ihrer Schwester, der sie händeringend gestand, sie wäre bereits seit fünf Monaten die angetrauete Gattin des La Foë. Die Kirche wie die Natur hatten dieser heimlichen Verbindung ihre Weihen gegeben, und Aurelie konnte nicht mehr zweifeln, daß sie guter, oder in ihren Verhältnissen, vielmehr schlimmer Hoffnung wäre.

Bei diesem Geständniß, das von tausend Thränen und überspannten Aeußerungen begleitet war, stockten Antoniens Pulse. Sie erstarrte und erstaunte über dies geschehene Unglück, was nicht zu übersehen war, über die Möglichkeit, daß solch ein gewagter Plan Mittel zur Ausführung gefunden hätte. Die Allmacht der Liebe liegt über dem Begriff, nur ein Herz, das ihre Wunderkraft hebt, glaubt daran. —

Antonie ersann keinen andern Rath, ohne Geräusch für ihre Schwester zn handeln, als daß sie der Oberhofmeisterin, deren Zuverlässigkeit verbürgt war, die Lage der Dinge aufrichtig entdeckte; auch war dies jedenfalls der beste. Die Oberhofmeisterin richtete Aurelie im Geiste der Humanität und Milde, und wehrte die Entdeckung dieser übereilten That und ihre Folgen, so weit wie möglich —. Der Leibarzt ward ins Geheimniß gezogen, er dichtete Aurelien eine Krankheit an, der ihr übles Aussehen nicht widersprach, er verordnete Ruhe im Genusse der Landluft, und späterhin den Gebrauch eines Bades. So ward sie ihres Hofdienstes entlassen, und die Absicht des Grafen, geschickt gelenkt, wendete sich auf ihre Schwester.

Antoniens Herz war frei, der Graf schätzenswerth, und

in Betracht auf das, was er einer Gattin bieten könne, eine excellente Partie; der Muth, ihn auszuschlagen, da sie nur eine kühle Hochachtung für ihn empfand, war gebrochen mit ihren jungfräulichen Stolze, den die heimliche Ehe ihrer Schwester, welche ihr nicht viel anders als ein Fehltritt vorkam, tief demüthigte. Sie reichte dem Grafen Mimosa die begehrte Hand, entschlossen, ihm die treueste, beste Gattin zu werden, und dies um so mehr, als sie sich nur pflichtmäßiger Antriebe dazu bewußt war. Während nun Antonie im Glanze des Hofes mit träumender Seele und gebeugten Gefühlen alle Ehren einer Braut empfing, freuete Aurelie sich wie eine Erlösete, die prunkende Last desselben mit dem Gallakleide abgestreift zu haben. Sie hielt sich bei der Schwiegermutter des Leibarztes, einer alten Edelfrau, auf, die ein einsames Landgut besaß, und sollte, wenn die Zeit herankäme, ihre Entbindung unter fremdem Namen in einem weitentfernten Badeorte abwarten, wozu alle Vorkehrungen getroffen waren.

La Foë, dessen Abreise sich noch immer verzögert, hatte schriftlich versprochen, dann Urlaub zu nehmen und nach jenem Badeorte zu kommen. Er hielt Wort. Einige wenige Wochen drängten unendliche Wonnen in die kleine Spanne Zeit dieses verstohlenen Ehestandes — aber Himmelsglück wird nur mit dem Schmerze der Erde erkauft und bezahlt. —

Aurelie gebar einen Knaben, und starb eine Stunde nach der Geburt. La Foë streckte die Arme, welche eine Wiege des Entzückens für den Neugeborenen geworden wären, kraftlos, wie nach irgend einem Halt der Hülfe, in die Leere der Luft. Ihn völlig zu betäuben kam eine Estafette, welche ihn schleunigst abrief. Er wankte zum Pfarrer des Ortes,

der Boden wich unter seinen Füßen, sein Gang war tappend, wie im Dunkel.

Die Sonne schien wie sonst, er hörte die Menschen gleichgültig reden, lachen — jeder Strahl, jeder Ton zerriß seine Seele. Da hörte er seinen Namen rufen, und er war doch Incognito. Ein junger wohlgekleideter Mann, an dessen Arme eine schöne, blühende Frau hing, stand vor ihm, und hemmte seinen Weg. „La Foë!“ rief der junge Mann, „kennst Du mich gar nicht mehr?“

Wie aus weiter Ferne hörte La Foë sich nennen, eine Saite der Erinnerung schlug in dieser Stimme leise an — aber zu schwach für den wilden Sturm seiner Gefühle; er starrte den Fremden an, schüttelte den Kopf und wollte vorüber. Die Verzweiflung ist finster! sie siehet die nächste Rettung nicht.

„Mein Gott!“ rief der junge Mann und hielt ihn fest, „was ist Dir begegnet, La Foë? Dein Auge stiert — erkenne mich doch! Ich bin ja Locke! Dein Freund, der Dir sein Leben verdankt!“

Ein Lächeln des Irrsinns trat auf die kalten Lippen des La Foë. „Vergilt es mir jetzt, und nimm das meine!“ sagte er mit schneidenden Tönen, „Du leistetest mir einen größeren Dienst.“ — Da nahm der Freund den armen La Foë, der sich willenlos, wie ein Kind, gängeln ließ, und führte ihn in ein Zimmer des Gasthofes, und fragte ihm sein Unglück ab. „Und Dein Kind lebt?“ fragte Locke nach der erschütternden Erzählung mit heftiger Theilnahme.

„Mein Kind lebt!“ antwortete La Foë, und die Mutter ist todt — und ich muß fort!“ —

Locke sah seine Frau mit einem Blicke an, der ihr den Wunsch seines dankbaren Herzens ausdrückte, sie erröthete, ihr Auge in Thränen winkte ihm zu — er aber sprach, „so gieb es uns, La Foë! Die kleine Frau hier — zwar noch unerfahren in der Erfüllung mütterlicher Pflichten — wird es schon pflegen!“ —

Da erkannte La Foë den Freund, und Gott, der ihn sandte!

Dieser Freund nun war der Mann, den wir als den Pupillenrath Locke kennen gelernt haben, und jenes Kind war unser Alexis!

Locke, der damals eben angestellt worden war und in den Honigmonaten seiner ersten Ehe lebte, hatte auf der Universität mit La Foë Bekanntschaft gemacht, wo der gewandte Geist, die Ueberlegenheit desselben, ihm einst bei einem Duelle, das wohl eher von Seiten des Gegners der Heimtücke eines meuchelmörderischen Anfalles glich, das Leben erhalten. Diese große Verpflichtung machte ihn jetzt bereitwillig, dem edeln Retter vergelten zu wollen, und das unschuldige Herz der jungen Frau, das in heißem Mitleid wallte, dachte mit keiner Silbe daran, daß die arge Welt dies neugeborene Kind, wenn sie es von der Reise mitbrächte, welche sie zu ihrer Erholung vorgenommen hatten, da das Weibchen vor der Hochzeit kränklich gewesen war — kaum als ein angenommenes gelten lassen würde. —

Ob La Foë nur in der Apathie des Schmerzes oder aus bewußten Gründen verschwieg, daß und wem er sein Kind übergeben, dürfte schwer zu bestimmen sein. Genug, der Geistliche, welcher es im Beisein der jungen Eheleute taufte, die seine Pathen waren, so auch die Kammerfrau, die es von der Leiche seiner Mutter hinwegtrug, glaubten, der Vater nähme es selbst mit sich fort, was ihnen durch die

gleichzeitige Abreise La Foë's und seiner Freunde wahrscheinlich vorkam, die in einem Wagen fuhren, weil ihre Wege sich erst nach einigen Stationen schieden.

Als man nun endlich an den Wendepunct gekommen war, zog La Foë den Ring mit der Camee, ein Ehrengeschenk für jenes Bild, das ihm die Gunst der Königin erworben, und demnach so verhängnißvoll für ihn geworden war — vom Finger, und sprach: „Dieser Amor war mein Schicksal! Das Herz verblutet mir an seinem Pfeile — nimm ihn, Freund! zum Angedenken dieser Stunde und meines Unglücks!" —

Locke antwortete: „Ich nehme ihn zwar, allein nur in Gewahrsam; dies Kleinod bleibe Deinem Sohne! vielleicht wenn ich nicht mehr bin, erkennst Du ihn daran." —

Die Gräfin Mimosa war untröstlich über den Tod ihrer Schwester. Jahre vergingen, ehe sie jene Seelenruhe fand, worin die Stimmen des Grames schweigen.

Das Gedächtniß Aureliens ließ eine wunde Stelle in ihrem Gemüthe, ein Denkmal der Trauer, was ihre geschwisterliche Liebe mit Blumen der Wehmuth schmückte.

Sie reiste alljährlich in jenen Badeort, eine einsame Todtenfeier zu begehen. Dort weilte sie in schwermüthigen Betrachtungen an dem Grabe, das eng und still des Daseins rascheſten Strom in ein kaltes Bette einschloß; die erstarrte Welle des Lebens! wie Jean Paul den kleinen Hügel nennt, der uns begräbt.

Die Gräfin Mimosa war eine musterhafte Gattin, und ihr Gemahl sehr beglückt durch den Besitz einer Frau, die er mit jedem Tage höher schätzen lernte. Aber dies Bewußtsein, wenn es auch ihr Pflichtgefühl befriedigte, füllte doch ihr Herz nicht aus; es gab Seiten, von denen es leer und sehnend blieb. Das Wesen der Gräfin nahm, ohne daß sie

es wußte, etwas Leidendes an. Sie täuschte sich selbst, indem sie wähnte, der Gram um die verlorene Schwester, der Wunsch nach Kindern, die ihr die Vorsehung versagte, zehre ihr heimlich Freude und Frohsinn von der Lippe hinweg, die sich in leisen Seufzern übte; aber das innere Bangen und Verlangen verschwieg. Sie war immer gut und sanft, doch nie recht heiter. —

Der Graf lebte nicht lange; er starb an den Folgen eines bösen Falles, und litt Monate hindurch. Seiner Gemahlin hatte er das schöne Goldbrunn zum Witthum ausgesetzt, die übrigen Erben seiner Güter waren ihm in jedem Sinne fern. —

Als er sein Ende herannahen fühlte, und die Standhaftigkeit der Gräfin in Thränen hinfloß, die lindernd in seine brennenden Schmerzen träuften, bat er sie, ihm einen Wunsch zu äußern, dessen Erfüllung noch in seiner Macht stände, das würde ihm sein Sterben versüßen. Und großmüthig deutete er auf eine zweite Heirath hin. Aber die Gräfin weinte nur stärker und sprach: Nie würde sie diesen Namen, den Namen des edelsten Mannes! gegen einen anderen vertauschen. Vielmehr wünsche sie, ihn auf eine Weise vererben zu dürfen, welche eine geheime Gebrochenheit ihres Herzens, die ihr einst den frischen Lebensmuth geknickt, mit dem Stolze der Achtung, die ihn festhalte, verbinden und aufrichten würde. Darauf erzählte sie ihrem Gemahl die unglückliche Begebenheit Aureliens, deren eigentliche Geschichte ihm bis dahin verborgen geblieben war, und äußerte den Wunsch, wenn der Sohn ihrer Schwester am Leben wäre und zu einem edeln Jünglinge heranwüchse, sie ihm einst dies Gut und den Namen Mimosa nachlassen dürfte. Der Graf, wenn auch an den Pforten des Todes, hörte es doch gern, daß seine Gat-

tin ihm nur einen kindlichen Nachfolger geben wollte. Er setzte mit schwachen Händen eine Schrift auf und gab ihr mündliche Anweisung, sie zu gebrauchen, dann ließ er noch eine gerichtliche Ausfertigung in Betreff dieser Angelegenheit in Verwahrung nehmen.

Nach dem Tode des Grafen ging seine Wittwe an den Hof, wo sie dem Landesherrn in einer geheimen Audienz das Vermächtniß des verstorbenen Gemahls zu Füßen legte und ihn bat, es zu bekräftigen. Der Monarch, gewährend, ließ eine Urkunde aufnehmen, welche die Gräfin als ihr theuerstes Geheimniß verwahrte — das einzige, was sie vor ihrem Secretair — dem Freunde ihrer Seele, hatte. Die Begleitung der Gräfin in jenen Badeort, wo ihr Leben versank, behauptete, sie wüßte nicht, daß die Gräfin diese kostbaren Documente jemals dem ungewissen Schicksale einer Reise ausgesetzt hätte.

Aber diesmal müsse die Gräfin in einer Ahnung ihres Todes diese Papiere selbst eingepackt haben; denn Niemand wisse darum, daß sie mitgenommen worden wären. —

Aus einer langen Agonie erwachend, habe die Gräfin verlangt, daß zwei der vornehmsten Gerichtspersonen des Ortes geholt werden sollten. Die Kammerfrau habe ein schweres Briefpacket aus dem Koffer herbeilangen und sich dann entfernen müssen; worauf die Kranke nach einer Stunde sanft und selig verschieden sei.

La Foë, der die Staatskunst, welcher er sich gewidmet, mit nicht minderem Genie und Glück, als jede andere trieb, war im Laufe der Jahre ein berühmter Mann geworden.

Die Politik hatte seine Leidenschaften abgekühlt und ihn das kleine Selbst über dem großen Interesse des Staats vergessen lassen; das Bild seines Grams verblich allmählich, während die Sonne des Südens sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit bräunte. Er hatte sich längst in seine Heimath, die, obgleich er aus Frankreich abstammte, ein deutsches Land war, zurückgesehnt; aber dieser Wunsch unterlag Schwierigkeiten, die in seiner Stellung, der er nichts vergeben wollte, nur schwer und langsam zu heben waren. Endlich gelang es ihm, sie zu beseitigen. Der erbetene Abschied konnte ihm nicht länger verweigert werden. Er strebte fort.

Seine Correspondenten sendeten ihm ein verspätetes Schreiben, wie das Datum ergab, vom Ministerium des Vaterlandes entgegen, dessen Inhalt seine Weiterreise beschleunigte, und ihn gewiß machte, ein höherer Ruf sei früher an ihn ergangen, weil seines Bleibens nicht mehr gewesen.

Es war zu Anfange des Christmonats, als er in B...... anlangte. Die prächtige Reisekutsche hielt vor dem ersten Gasthofe der Stadt.

Eine Versammlung der ganzen Dienerschaft desselben stand an der Thür und theilte ihre Aufmerksamkeit zwischen der Ankunft des vornehmen Mannes, der von seinen eigenen Leuten bedient wurde, und einer Festlichkeit, welche in einem schönen Gebäude, dem Gasthofe schräg gegenüber, vorzugehen schien; denn Wagen an Wagen rollte vor jenes Haus, und der Troß des Pöbels musterte neugierig die ankommenden Gäste. Jetzt entstand ein kleiner Streit, wer die Letzteren gewesen, und als La Foë den Flur entlang ging, hörte er noch mit lauter Behauptung sagen: „Nein! es war der Pupillenrath Locke, der große Mann mit der dicken Frau! Ich werde ihn ja kennen!“

Dieser Name berührte die Feder seines Herzens und machte es stärker schlagen. Er erkundigte sich nach dem Pupillenrath Locke, er hörte den Namen seines Sohnes nennen, und die Brust wallte ihm in ahnungsvoller Freude. Er kämpfte mit sich, ob er den ersteren im Genusse dieses Festes stören dürfte, zwei Stunden unterdrückte er das heftige Verlangen seiner Seele. Aber als die Erleuchtung von dem Salon drüben das Zimmer, welches er mit raschen Schritten maß, erhellte, und dies strahlende Lichterspiel ihm die Nähe des Freundes im magischen Spiel der Sehnsucht zeigte: da dünkte es ihm, er hätte eine Ewigkeit gewartet. Er schrieb ein Billet, sandte es hinüber — und der Pupillenrath säumte nicht, dem überraschenden Rufe zu folgen.

Es war um die achte Stunde, als die Tante nach Hause gefahren kam; doch noch immer war der Pupillenrath mit Alexis nicht heim. Phöbe, welche im Fieber der Erwartung fror und glühete, konnte die Schleife von dem Mantel ihrer Tante kaum lösen, weil ihr die Hand zum öfteren versagte. „Nun, so möchte ich doch in aller Welt wissen," hob die Räthin an, indeß ihr Phöbe das flimmernde Steinkreuz abband und das Festkleid von violettem Sammet, preßhaft enge, nicht ohne Anstrengung aufhäkelte, „wo mein Mann hingekommen ist!"

Phöbe antwortete, er wäre da gewesen und hätte Alexis unverweilt abgeholt; wohin? dies sei ihr unbekannt.

„Das muß ein wichtiges Geschäft sein," sagte die Räthin, und ein kleines, ärgerliches Mißtrauen in die Geschäftsmäßigkeit dieser unschicklichen Abholung blickte durch den

Vorwurf; „was nicht warten kann, bis solch eine festliche Tafel aufgehoben ist! — Sonst läßt man doch Männer im Amte in Gesellschaft in Ruhe, wenn es nicht die äußerste Noth erfordert, oder dann sie wenigstens wieder los! — Ich versichere Dich, seitdem mein Mann den Stuhl rückte, hat mir vor Neugierde — vor Unruhe, will ich vielmehr sagen — kein Bissen mehr geschmeckt, wie köstlich auch Alles war. Nur verkühlten die Speisen, während sie herumgereicht wurden, weil manche Leute die üble Gewohnheit haben, so langsam zuzulangen. Andere fahren wohl zehnmal in die volle, schwere Schüssel, welche auf dem Arme des Dieners schwankt, weil sie reden, anstatt zu sehen. Dann ist es kein Wunder, wenn das Essen kalt an die Letzten kommt — mir aber kann brühsiedend heiß dabei werden."

„Der Nachtisch war am schönsten; in der Mitte stand ein Ehrentempel mit vielen kleinen Inschriften geziert, allerliebst anzusehen. — Ich habe Dir auch etwas mitgebracht." Sie öffnete die seidene Tasche. „Sieh hier, ein Vanilletörtchen! das bröckelt sich nicht so leicht und macht keine Flecke; darum steckte ich es ein. Und dieses Bonbon — es sieht so häuslich aus! Das Mädchen hier plättet ein Herz. Wenn Du hier unten an dem Streifchen Papier ziehest, so fährt die emsige Kleine hin und her mit dem Plätteisen, das Herz wirft ordentliche Falten — und darunter stehen die Worte: Sorge nicht, ich werde Dich gar nicht verbrennen, nur die kleinste Falte an Dir möchte ich kennen! — Aber Phöbe, was hast Du? Die Augen stehen Dir voll Thränen! Ich merkte schon vorhin, daß Du zitterst. Sprich doch, was ist vorgefallen?"

Nie hatte die Räthin mütterlicher zu Phöbe geredet. Wie die Erstere ahnungslos das Verslein des Bonbons sagte,

war es Phöbe, als fordere die Tante selbst ihr Vertrauen, als dürfe keine Falte ihres Herzens das Geheimniß ihrer Liebe mehr verstecken — und eine heiße Wallung des Gefühls warf das Mädchen an die offene Brust der Tante, wo es Thränen vergoß, wie sie selten oder nie an dieser einsamen Stelle geweint worden waren.

In diesem Augenblicke trat Leonore ein, in jeder Hand eine Spiegelscherbe. „Nun, wie ist denn das zugegangen?“ sagte sie, die spitzen Fragmente vorzeigend, „der Spiegel in des Fräuleins Zimmer ist ja in Stücken!“

Phöbe warf einen Blick auf die Scherben — sie spiegelten den seligsten Augenblick ihres Lebens zurück; die Tante aber, der Meinung, Phöbe sei in Angst, weil sie sich dieses Schadens schuldig wüßte, sagte gütig, ja, fast freudig: — „Nun, lasse es nur gut sein, Phöbe! und beruhige Dich darüber; der Spiegel war schief, und es ist mir eigentlich lieb, daß er entzwei ist. Er verzog die beste Miene, darum wollen wir einmal Fünfe gerade sein lassen. Ich bin nicht böse!“

„Das ist brav!“ sprach der Pupillenrath, der bei diesen Worten seiner Frau eintrat, „denn ich bringe gute Nachricht.“ Ihm folgte Alexis mit leuchtenden Augen.

Als sich nun auf das Geheiß des Hausherrn Leonore, die lauernde Anklägerin, entfernt, und er dann mit eilenden Lippen erzählte, Alexis, nicht sein Sohn hinfort, doch wessen? habe den Vater, und an diesem Tage ein dreifaches Glück gefunden — und in aller Kürze, deren er in so großer Aufregung fähig war, die Geschichte der Vergangenheit und die Beschlüsse der Zukunft enthüllte, wobei er Alexis und Phöbe's Hände leise und lächelnd zusammenfügte, da ward die Räthin sprachlos vor Erstaunen und stand wie

ein Bild von Stein; doch in jedem Pulse Phöbe's klopfte eine Seele — eine Seele entzückter Freude! Sie durfte dem Jünglinge, den sie liebte, angehören, er trug den Namen, der ihr der theuerste war auf Erden, und in Goldbrunn, diesem Born der Heimath, aus dem sie allen Segen geschöpft, der ihr je zu Theil geworden war, durfte ihr Leben hinrinnen, bis es sich in das Meer der Ewigkeit ergösse; ihr gestorbenes und beweintes Glück erstieg gleichsam aus seinem öden Grabe, und anbetungswürdig erschien ihr der kurze, dunkle Weg, den die Vorsehung sie nur darum geführt, daß sie die Herrlichkeit Gottes sähe! —

„Ich war Pupillenrath" — sagte Alexis edler Pflegevater am Schlusse seiner Rede, und ein feines Ohr würde in diesem Punctum, dem ein pausirender Gedankenstrich folgte, mehr das zufriedene Bewußtsein, wie wohl er jenen verwaiseten Sohn des Unglücks berathen hätte, als eine amtliche Gewesenheit, vernommen haben; „aber fürder will ich nur Major domus Deines Hauses sein, Alexis, denn Du bist mündig!" Alexis umhals'te den Vater, der es ihm, seiner dankbaren Versicherung nach, ewig sein würde — aber für die Fassungskraft der Räthin Majorin war diese Katastrophe zu überschwänglich.

Als das Frühjahr wiederkehrte und die Gartenfuhre aus Goldbrunn mit Kränzen geschmückt zur Stadt kam, rollte Phöbe an Alexis Seite auf dies reizende Gut, um sich dort trauen zu lassen, und die blühende Myrte, das Symbol der Unschuld und Bräutlichkeit, beschattete den klei=

nen Mond auf ihrer Stirn, der unter dem Erröthen der Liebe zuweilen hervortrat. —

Sie fuhren im Wagen mit Phaëtons Bilde, doch schlief Alexis nicht, wie damals, als Phöbe ihn zuerst sah — und ihre Reise war ein Sonnenflug durch alle Himmelsfernen der Hoffnung. Vielleicht würde Alexis nicht ganz der Gefahr entgangen sein, welcher der Sohn des Phöbos unterlag, — denn er fühlte sich von leidenschaftlicher Gluth entflammt — hätte Phöbe nicht mit zarten Händen die Zügel gelenkt, daß sie auf ätherischer Bahn blieben und sich nicht erdwärts näherten. —

Im zweiten Wagen fuhr der Pupillenrath mit seiner Frau, im dritten folgte La Foë, der nun den Rest seines heimathlosen Lebens in Ruhe beschließen und sich nicht mehr von seinem Sohne trennen wollte.

Der Pupillenrath brachte den Feierabend seines Tagewerks größtentheils in Goldbrunn zu, und lebte der Freundschaft und in Frieden. Auch seine Frau fand Gefallen an jenem Aufenthalte, und Gelegenheit, der gräflichen Nichte durch die Praktik ihrer Erfahrungen nützlich zu werden; denn der Nutzen war nun einmal der Altar, auf dem sie all ihr Denken und Sinnen, ihr Sträuben und Streben opferte. —

Dem Alexis war sie versöhnt, seit er Mimosa hieß; das Schicksal ihrer Ehe hatte sich mit dem seinigen freundlich gewendet, und die Räthin vor Jedem, den das Glück begünstigte, Respect. Sie gab den äußeren Erfolgen immer Recht, wie selten sie auch Tugend und Verdienst vor der Welt würdigen mögen.

Allein wenn der Aufschluß eines Räthsels in Alexis Herkunft, welches sie so lange mit eifersüchtiger Scharfsinnigkeit zu lösen bemühet gewesen, ihr zugleich über ihres

Mannes verkannten Edelmuth — und über so manches andere — noch die Augen öffnete, so ging der glänzende Aufgang der liebenswürdigen Phöbe aus tiefer Dunkelheit der Armuth doch gänzlich über ihren Horizont.

Als sie einst gegen ihren Mann einige Worte über diesen Gegenstand fallen ließ, sagte er: „Gestehe, liebe Frau, wie wenig die Größe Gottes von den kleinlichen Berechnungen der Menschen gefaßt werde! Diese gleichen nur zu oft dem wimmelnden Geschlecht der Ameise, die sich tief in die Erde hineinwühlt, Vorräthe häuft, das winzige Leben mit Mühen belastet, und deren ganze Arbeit ein Grab ist, welches ein Hauch der Zeit bald genug spurlos verschüttet. — Die Tugend nur und die Poesie wohnt über den Wolken, aber die Thorheit hält den leichten Sitz der Gedanken für ein Luftschloß, und sich allein sicher auf dem wankenden Boden der irdischen Welt. Siehe! Dein Bruder verlor sein Vermögen, er war bereit, seinen liebsten Wunsch der Idee des Rechts zu opfern, und die Vorsicht belohnte ihn dafür, daß er ein treffliches Weib gewann und ein Leben führte, um das ihn Götter hätten beneiden können. Die Freundschaft selbst winkte ihm an der Schwelle des Todes. — Phöbe"—

„Ich hätte," unterbrach ihn seine Frau, „an der Stelle von Alexis Tante ihr ein schönes Legat im Testamente vermacht. Daß dies versäumt worden, war mein Aerger; denn daß alles so kommen würde, konnte sie nicht wissen."

„Gott wußte es!" antwortete der Pupillenrath mit gläubiger Ruhe, „er giebt immer mehr, als wir bitten oder verstehen. Phöbe ist jetzt Gräfin Mimosa! die Selige liebte Deinen Bruder; aber ihre Neigung war rein, wie ihre Seele. Sie konnte ihn zu nichts Höherem erheben; als zu ihrem Freunde, und seine Tochter ist durch eine wunderbare

Verkettung von Umständen ihre Nachfolgerin geworden. Der Mensch, liebe Frau, sollte weder richten noch rechnen; denn der ewige Geist dort Oben spricht seiner That das Urtheil und mißt Jedem sein Loos nach den Gesetzen einer gerechten Vergeltung." Hier schwieg der Pupillenrath; sein Auge schimmerte und sah vor sich hin, als verweile es auf dieser Betrachtung. Er blickte aber hinaus über das nahe Ziel und freuete sich einer künftigen Welt.

Die Räthin seufzte. Sie erhob sich für einen Augenblick zu der Ansicht ihres Mannes und schauete in ein ödes Alter; eine einzige freundliche Gestalt, die versöhnliche Aufnahme der verlassenen Phöbe, ging ihr zur Seite, doch viele Schatten verdunkelten den einsamen Weg. Allein kaum war dieser flüchtige Aufschwung vorüber, so sank sie in beschränkte Sphäre zurück, in der sie sich klüger hielt, als die Kinder des Lichts. Sie machte Phöbe, die eben hinzutrat, Vorwürfe über eine Handlung der Milde, womit die junge Gräfin, edel wie ihr Vater, schnöden Undank vergolten hatte. Doch Phöbe lächelte wie ein segnender Engel, und der Pupillenrath wendete sich ab und sprach leise für sich hin: „Tante und Nichte! — Prosa und Poesie!"

Verkettung von Umständen ihre Nachfolgerin geworden. Der Mensch, liebe Frau, sollte weder richten noch rechnen; denn der ewige Geist dort Oben spricht seiner That das Urtheil und mißt Jedem sein Loos nach den Gesetzen einer gerechten Vergeltung.“ Hier schwieg der Pupillenrath; sein Auge schimmerte und sah vor sich hin, als verweile es auf dieser Betrachtung. Er blickte aber hinaus über das nahe Ziel und freuete sich einer künftigen Welt.

Die Räthin seufzte. Sie erhob sich für einen Augenblick zu der Ansicht ihres Mannes und schauete in ein ödes Alter; eine einzige freundliche Gestalt, die versöhnliche Aufnahme der verlassenen Phöbe, ging ihr zur Seite, doch viele Schatten verdunkelten den einsamen Weg. Allein kaum war dieser flüchtige Aufschwung vorüber, so sank sie in beschränkte Sphäre zurück, in der sie sich klüger hielt, als die Kinder des Lichts. Sie machte Phöbe, die eben hinzutrat, Vorwürfe über eine Handlung der Milde, womit die junge Gräfin, edel wie ihr Vater, schnöden Undank vergolten hatte. Doch Phöbe lächelte wie ein segnender Engel, und der Pupillenrath wendete sich ab und sprach leise für sich hin: „Tante und Nichte! — Prosa und Poesie!“

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanke, Henriette,

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke

Bd.: 63

Hannover 1843

P.o.germ. 571 s-63/68
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014600-0